

Illustrierte Frauen-Zeitung

Jahrl. 24 Hefte. Preis vierteljährlich
m. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversand fl. 1.60).

→ Berlin und Wölfen, 15. Juli 1899. ←

Jahrl. 24 Hefte. Preis vierteljährlich
m. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversand fl. 1.60).

XXVI. Jahrg.

Rachdruck verboten.

Wer siegt?

Novelle von Victor Blüthgen.

(Schluß.)

Falstein fand sie am anderen Morgen merkwürdig geträumt. Er hatte sich am Abend überwunden, gegen Ilse geschwiegen; die schwieg ebenfalls. Wie die Kate um den heißen Brei, waren beide um den streitigen Punkt herumgegangen. Als er sich jetzt von der Mutter verabschiedete, war sie von unersättlicher Bärlichkeit: immer wieder umarmte sie ihn, legte den Kopf an seine Brust, preßte ihn an sich, — ihre feuchten Augen verschlangen seine Züge. „Mein Sohn, werde recht glücklich; mein geliebtes Sohn! —“

„Meine gute Mama, Du bist ja so sehr gerührt heute,“ lächelte er und küßte sie.

Als er aus dem Hause war, kam noch einmal eine leidenschaftliche Erstürmung über sie; bitterlich schluchzend lehnte sie am Fenster und sah ihm nach, so lange bis er aus ihrem Gesichtsfelde entchwand. Dann raffte

sie sich auf, trocknete ihre Augen und ging, um ihrer Schwester zu schreiben, daß sie anderen Tags kommen werde. Darauf packte sie zu Ende und rief aus der Thür nach dem Mädchen.

„Wir wollen das Essen noch nicht zusetzen, Emma, wir wollen heute später essen. Ich habe erst noch einen Gang zur Bahn vor, und Sie sollen mich begleiten und den Koffer hier hintragen. Machen Sie Sich ein bißchen zurecht.“

Sie wohnten mitten im Ort, und das Mädchen hatte ihre Not, den Koffer zu tragen, bis sie zur Bahn kamen. Hier hatte Frau Falstein eine längere Unterredung mit dem Bahnhofs-Inspector. Dann bekam der Portier den Koffer zum Aufbewahren, und der Brief wanderte in den Briefkasten.

„Wollen Sie denn verreisen, Madame?“ fragte das Mädchen, die endlich ihren Gedanken Luft machen mußte.

„Ich weiß es noch nicht,“ war die Antwort. „Wenn ich aber mal verreise, dann sorgen Sie ordentlich für meinen Sohn, Emma, hören Sie?“

„Jawohl, Madame.“

Sie gingen beide unter Regenschirmen: es war eine

so schwere, kalte, näßliche Luft, ein graues, trostloses Wetter; die Wege so zerweicht und schmutzig. Die alte Frau prüfte mit großer Aufmerksamkeit die Häuser, ließ sich jede neue Straße nennen. „Ich vergesse das immer wieder,“ meinte sie, wie um sich zu entschuldigen.

Sie aß zu Mittag und schloß darnach im Bett, wie immer, trank ihren Kaffee, — dann schrieb sie wieder. Und darnach ging sie im Hause umher und zog Schlüsse ab, möglichst unauffällig. Nach dem Abendbrot schickte sie das Mädchen aus zu ein paar Besorgungen, füllte rasch ein Handtäschchen, kleidete sich zum Ausgehen an, trat vor das große Selbst-Portrait Falstein's, das in der Wohnstube hing, und stand da ein Weilchen in den Anblick des Sohnes versunken, mit nassen Augen und Bärlichkeitern murmelnd.

Darauf warf sie lebhafte Hände hinauf, und immer wieder, bis sie aus der Thür war. Sie schlich sich durch den Corridor.

Draußen schlug sie den Weg zum Bahnhofe ein, die Seele voll Jammer, stumpf und gedankenlos im Kopf, mit starren, flagenden Augen. So stapste sie durch die Nässe, die von Vaterne zu Vaterne aufglitt, ging und ging, bog in eine Straße und wieder



Dorfkirchhof. Nach dem Gemälde von Leopold Rother.

in eine Straße. Zwei, drei Menschen begegneten ihr, dann eine Weile niemand. Eine so abscheuliche, dunkle Nacht! Wenigstens regnete es nicht geradezu. Mit einer Sicherheit wählte sie Straße nach Straße, als ginge sie täglich diesen Weg zum Bahnhofe. Sie dachte garnicht an den Weg, in Gedanken sah sie ja den Bahnhof vor sich. Erst nach geraumer Zeit fiel's ihr ein: ob sie wohl richtig gehe? Mit plötzlichem Erschrecken prüfte sie die Villen, die dämmerig ein Stück ab in den Gärten lagen, und es war ihr beinahe, als seien sie ihr bekannt.

Rathlos hielt sie an. „Mein Gott,” murmelte sie, „wenn doch ein Mensch käme.“

Aber kein Tritt war zu hören, und sie schritt hastig weiter. Sie kam wieder an eine Straßenkreuzung, versuchte den Straßennamen zu lesen, aber die Augen reichten nicht dafür. Endlich kam ein Mann mit einer Frau gegangen.

„Wo geht hier wohl der Weg nach dem Bahnhofe?“

„Da sind Sie aber weit ab! Gehen Sie dorthin, und dann die nächste Straße links, und dann wieder die nächste rechts, — da werden Sie wohl noch mal fragen müssen.“

Sie dankte und ging, links und rechts. Jetzt fing es wirklich an zu regnen, und sie spannte den Schirm auf. Immer neue Straßen, — da stand sie vor freiem Felde. Weit drüben viele Lichter, ein fernes Pfeifen und Achzen einer Lokomotive. Sie fing an zu weinen. „Allmächtiger Gott, wie komme ich nur zurecht.“

In der That: sie ist eine recht hilflose, alte Frau, die ganz und gar keinen Ortsinn hat.

Sie sah sich um: da war eine Villa, hinter einem Gitter. Ob sie versucht, den Eingang zu finden? — Ah, da ist eine Thür, und ein Klingelknopf. — In diesem Augenblick springt jenseits etwas Großes, Gelbes herbei und richtet sich brüllend am Gitter auf, eine Dogge. Und sie bekommt einen Todesjedore, prallt zurück, taumelt, als müsse sie umfallen, und geht rasch mit Herzschlägen weiter, die Straße zurück.

Falstein ist nach Hause gekommen. Auf dem Flur tritt ihm das Mädchen mit der Küchenlampe entgegen. „Herr Falstein,“ sagt sie, „Madame ist nicht im Hause, und ich weiß nicht, wo sie hingegangen ist. Sie hat mich auf Besorgungen geschickt, und wie ich wieder kam, war sie nicht mehr da.“

„Wann war das?“

„Nach dem Abendbrot. Ich weiß nicht, — ich mußte ihr am Vormittag einen Koffer an die Bahn tragen, sie war auch mit dort; ich fragte sie, ob sie verreisen wollte, da meinte sie, sie würde noch nicht.“

Er starrte das Mädchen entsetzt an. „Ja, — da müßte sie allein jetzt nach der Bahn —“

Auf einmal brach er ab.

„Warten Sie hier.“

Er zündete hastig eins der Lichter an, die vor dem kleinen Toilettenspiegel auf der Console standen.

„Auf ihrem Schreibtisch in ihrer Stube liegen so viele Schlüssel und auch ein Brief.“

Falstein eilte treppauf.

Da lagen die Schlüssel, der Brief. Er riß ihn in fliegender Faust auf.

„Liebes Sohnerl!“

Ich habe an Deine Braut noch einmal geschrieben und gefragt, ob sie nicht glaubt, daß sie doch mit mir zusammen bei Dir leben könnte. Da hat sie mir geantwortet: Nein. Ich hätte doch gedacht, daß es möglich wäre, denn ich bin doch nicht so ganz unfehlbar und hätte ihr wirklich nichts in den Weg gelegt, sondern alles gethan, was sie wollte. Aber wenn sie das sagt, so muß sie wohl ihre Gründe haben. Nun bist Du ein so guter Sohn, daß es Dich kämpfe gekostet hätte, wenn Du mich hättest fortführen lassen, das habe ich schon gesehen aus dem, was Du vor einigen Tagen gesagt hast, und Du hättest Dich am Ende deshalb gar mit Deiner Braut überworfen, die Dich doch glücklich machen soll für Dein ganzes Leben; wenn ich schon lange zum Vater gegangen sein werde. Da ist es wirklich das Beste, wenn ich zu Tante Emilie fahre. Sei mir doch darum nicht böse, glaube mir, es ist das Richtige. Ich kann Dich auch dort sehr, sehr lieb haben und werde mich schon daran gewöhnen, daß ich nicht mehr bei Dir bin.

Ach, mein lieber, lieber Egon, ich habe Dich ja heute früh schon zum Abschied geführt. Ich werde von Halberstadt aus schreiben, was Ihr mir etwa nachschicken könnt, Emma wird das schon einpacken.

Viele, viele Grüße an Deine Braut. Sieh nur zu, daß Ihr bald heirathet. Gott segne Euch beide.

Deine treue Mutter.

Nachschrift. Die Schlüssel nimm doch an Dich; ich wollte doch der Emma nicht alles offen lassen.“

Falstein hielt den Brief noch eine Weile in der Hand und kniff die Lippen zusammen; seine Augen glühten. Wie sich das Herz zusammenkrampfte! Diese rührende, alte Frau, die ihre Heimat verloren. — Nein, sagte es in ihm, nimmermehr. Rose hat sie vertrieben, hat darauf bestanden, daß sie geht, einfach falblütig darauf bestanden! Hinter seinem Rücken. O nein, so springt man nicht mit ihm um. Das ist eine Herzlosigkeit und eine Rücksichtslosigkeit.

Er warf den Brief auf den Schreibtisch. „Mutter,“ murmelte er erschüttert und schlug die Hände vor die Augen, „meine Mutter, meine arme, alte Mutter!“

Sie stand vor seinen Gedanken, in dieser lieben, kindlichen Unbeholflichkeit, mit den sonnigen Augen, — sie bittet um Verzeihung, daß es ihr weh thut, wenn man sie schlägt!

Er fühlt, daß seine Augen naß werden, zieht das Taschentuch und wischt und wischt. Wie qualvoll ist das! In diesem Zimmer schlafst du sonst schon um diese Stunde. Nun atmet hier nichts als er. — Ein grauenhaftes Einsamkeitsgefühl überfällt ihn. Wird Rose diese Lücke ausfüllen? Nein, nein!

Mit einem Mal fragt er sich, was er bisher nie gefragt hat: Liebt ihn Rose? Glaubt er daran? Er liebt, das weiß er, — ja? wirklich? In diesem Augenblick friert ihn, wenn er an sie denkt. Wie eine schillernde Schlange ist sie, die sich kalt ansaßt. Wenn sie gesagt: Deine Mutter ist mir unangenehm, unsympathisch, — gut, das ist eine impulsive Neuherzung. Aber hier hat sie intrigirt, eine bewußte Egoistin, die auf jeden Fall ihren Willen durchsetzt, die gar nicht daran denkt, sich einen Zwang aufzuerlegen.

Nein, sie ist nicht warmherzig. Statt dieser wohligen Atmosphäre, von Mutterliebe durchwärmte, wird er bestensfalls sonnige, kühle Herbstluft um sich haben. Und der Stachel, daß sie die arme, alte Frau verjagt, wird bleiben; er kann Rose das nicht vergessen, — dafür wird der Ankläger in seiner Brust sorgen, den er nie los werden wird, und der, viel lauter als jetzt, drehinst reden wird, wenn die alte Frau heimgegangen, — zum Vater.

„Egon hat mich aus dem Hause gestoßen, Vater —“

Wen trifft der Vorwurf: Rose? Nein: ihn. Rose Bartels ist eine kluge Frau, die keinen Tisch macht, die sich nicht mit Habschkeiten zufrieden giebt. Ihn, der sich von ihr seine Zukunft vorschreiben läßt, der seine Mutter opfert, damit jene nicht nötig hat, ihm ein Opfer zu bringen!

O nein, noch ist sie nicht geopfert.

Und wenn Rose Bartels darauf besteht? Wenn sie ihm die Wahl läßt: die Mutter oder ich?

Er stöhnt aus tiefster Brust auf. Sie ist doch da, diese Leidenschaft für das schöne Weib; aus der Seele, in der sie versunken, taucht sie wieder auf. Er liebt Rose Bartels, hört den Glockenton ihres Lachens, den Bronzestlang ihrer plaudernden Stimme, sieht ihre stolzen, brennenden Augen, dieslug bewegten Mundwinkel, den ganzen Farbenzauber ihres Kopfes.

Diese arme Mutter, mit der wehen Entzugsung in dem rührenden Gesicht, — wie mag sie sich zurechtgefunden haben? Sie, die nie allein gereist ist, die immer wie verloren gestanden, wenn er sie irgendwo in der Welt draußen ein paar Minuten allein gelassen.

Mein Gott, Welch' eine Fügung ist das! Welch' eine Qual, solch' eine Entscheidung vor sich zu denken!

Das Licht flackert und wirft dämmrige Schimmer in das Stübchen, das die Heimstatt seiner Mutter gewesen. Das starrt ihn alles lautlos an, die Möbel des Vaterhauses, so eigen verknüpft mit seiner Jugend. Und er geht und steht dazwischen und grübelt und grübelt.

Da fürt es langgezogen im Haussflur. In dieser späten Stunde, — wer kommt? Die Mutter? —

Falstein nimmt das Licht und eilt hinunter. Sie muß es sein.

„Guten Abend, Falstein. Sie werden sich wundern, wie?“

„Hildebrand, — was führt Sie denn her?“

„Kommen Sie in die Stube, wenn's Ihnen recht ist,“ sagt der Ankömmling, ein starker, krausbartiger Herr mit dictem Kopf und starkgezeichnetem Stirn; ein College Falstein's, der ein paar Straßen weiter wohnt und mit dem Hause Falstein in Verkehr steht. Er stellt seinen riesigen Schirm in den Ständer.

Emma, die mit ihrer Küchenlampe dasteht, zieht sich zurück, und die beiden treten in den Salon.

„Was ist mit Ihrer Mutter?“

„Haben Sie sie gesehen?“

„Natürlich, ich habe sie sogar im Hause, und sie hat meine Frau um ein Nachquartier gebeten, will

morgen früh mit dem ersten Zuge abfahren, zu ihrer Schwester nach Halberstadt. Ich wollte sie herbegleiten, aber sie drückte sich drum. Mir war das doch ein bißchen sonderbar. Sie hat den Zug verpaßt, trieste vor Nässe, — sie hat nämlich den Bahnhof nicht finden können und ist, ich weiß nicht wie lange, in den Straßen herumgelaufen. Ein reiner Zufall, daß ich sie aufgriff, sonst ließ sie am Ende noch; ich kam mit dem letzten Zuge von Berlin, wir waren im Bürgerbräu in der Mohrenstraße. Mir schien es doch richtig, daß ich herging und Ihnen Bescheid sagte.“

„Na, Gott sei Dank,“ rief Falstein überlaut. „Das hat sie nun davon. Sie hat mir versprochen, nicht heute zu fahren,“ log er rasch. „Ich war nämlich auch in Berlin. Ich ahnte gleich Schlimmes, als ich hörte, daß sie nicht einmal das Mädchen mitgenommen hat. Meine arme, alte Mutter, die keine Spur von Orientierungsbewußtsein hat, — kommen Sie nur gleich, ich hole sie, damit sie sich rasch umzieht und ins Bett kommt. — Ihr habt sie doch nicht etwa schon untergebracht? Sie hat sich natürlich geschämt, wieder herzukommen, nachdem sie gegen ihr Versprechen davongegangen ist.“

„Meine Frau wollte sie noch hinhören, bis ich wiederkäme.“

Falstein stellte das Licht in den Flur, nahm Überrock und Schirm, und die beiden Männer gingen.

„Mama, Mama, was machst Du für Geschichten!“ sagte Falstein bei Hildebrand's. „Nun aber ohne Widerrede nach Hause und ins Bett. Du kannst den Tod davon haben, so durchnäht und durchfältet wie Du bist.“

„Ja ja, Sohnerl,“ meinte Frau Falstein und blinzelte ihm schüchtern und verlegen an; „sei mir nur nicht gram, ich meinte es gut. Ich danke Ihnen, liebe Frau Hildebrand, daß Sie mich behalten wollten; nun muß ich doch wohl mit Egon gehen.“

Sie gingen auf der Straße, Mutter und Sohn.

„Sei nicht böse, Egon, nein?“ sagte die Mutter mit brechender Stimme. Sie weinte.

„Still, Mama, still. Ich bin Dir nie böse. Aber sage gar nichts weiter. Weiß Tante Emilie, daß Du heute fahren wolltest? Das eine noch.“

„Ich habe ihr heute geschrieben.“

Sie schritten schweigend; er führte die Mutter sorglich am Arm.

„Wenn es Dir bloß nicht schadet, Mama.“

„Ich wollte es ja Dir zulieb thun.“

„Ich weiß schon. Sei nur ruhig, Mama. Verläßig bleib' nur bei mir. Ich werde Tante Emilie morgen abtelegraphiren.“

Sie schwiegen wieder. Falstein sagte auch zu Hause nichts weiter, als: „Masch, Emma, gehen Sie mit meiner Mutter auf ihr Zimmer und helfen Sie ihr, daß sie zu Bett kommt. Sie hat sich verlaufen, statt nach dem Bahnhof zu kommen. Gute Nacht, meine liebe Mama, morgen mehr.“

Er blieb noch wach, ging auf und ab, obwohl er ganz genau wußte, was er thun wollte.

Endlich setzte er sich an seinen Schreibtisch und schrieb mit fester Hand:

„Beliebte!“

„Du hast mit meiner Mutter einen Briefwechsel gehabt, infolge dessen sie heute meine Anwesenheit bei Dir benutzt und heimlich mein Haus verlassen hat, um zu ihrer Schwester nach Halberstadt zu reisen, in der Absicht, dort zu bleiben. Nicht im Gross, nur in wehmüdigem Entzagen, um unserem Glück kein Hindernis zu sein. Ein paar Stunden, nachdem sie vom Hause gegangen, hat sie ein Bekannter von mir hier auf der Straße aufgelesen, verirrt, durchnäht, verjammert.“

„Es geht nicht, Rose, ich kann sie nicht preisgeben.“

Sprechen wir uns ehrlich aus und überlegen mit vernünftig. Ich appelliere an Dein Gerechtigkeits-Gefühl.

„Dir ist meine Mutter unbequem im Hause. Ihr Wesen ist Dir nicht sympathisch. Du mußt ein Opfer bringen, Dir eine Beschränkung auferlegen, um mit ihr zusammenleben zu können.“

„Das möchtest Du nicht.“

„Ich für mein Theil liebe meine Mutter, wie sie es um mich verdient hat. Ich bin gewöhnt an diese Fülle sonniger Mutterliebe, die sich unerschöpflich über mich ausgiebt. Sie ist mir heilig, diese alte Frau; ich habe das Gefühl, ein Verbrecher zu sein, wenn ich daraus denke, ich müßte ihre alten Tage mit Entbehrung und Kummer belasten. Und das würde ich, wenn ich sie von mir trieb. Ihr Herz würde darben und sehnen; sie hat sich gewöhnt, ihr ganzes Glück darin zu sehen, mich zu lieben, in mir, meinen Bedürfnissen und Erfolgen aufzugehen.“

„Ich bringe es nicht über mich, sie seelisch verhungern zu lassen. Ich fände kein rechtes Glück, keinen inneren Frieden mehr, wenn ich sie von mir trenne.“

„Du hast gewiß ein Recht, wie jeder Mensch, Dich

geltend zu machen, wie Du bist. Aber bloß Du? Nicht ich auch? Bei Dir handelt es sich um ein Opfer an Geschmack und Behagen, bei mir um eins an Herz, Ehre und Gewissen.

Ich kann dies Opfer nicht bringen, Rose. Es wäre Kirchenraub. Wie ich meine Mutter diese Nacht wiederfand, so jämmerlich, zerzaust und verregnet und vernichtet, wie sie schüchtern um Verzeihung bat, daß sie mich hätte glücklich machen wollen und daß sie so ungeschickt sei, — da wußte ich: ich kann's nicht. Ich lasse sie nie von mir.

Gieb nach, Rose, sei barmherzig. Du wirst es nicht bereuen. Leb' eine Weile mit ihr zusammen, und Du wirst dieser einzigen, rührenden Frau mit ihrer Innigkeit und Selbstlosigkeit alles nachsehen, was Dich an ihr stört. Gieb ehrlich nach, nicht etwa nur zum Schein, in der Absicht, später doch Deinen Willen durchzusehen, sonst wäre unsere Ehe fernau von vornherein.

Ich bete Dich an, ich liebe Dich ungänglich, — empfinde Du in dieser Sache groß und vornehm, und wir drei werden sehr glücklich werden.

Die Entscheidung steht bei Dir, und ich werde sie mit morgen, gegen Mittag zur gewohnten Stunde, holen. Ich schreibe, damit Du Zeit zum Überlegen hast.

In tiefer Herzensnoth

Dein Egon."

Er trug diesen Brief noch in den Kasten. Dann nahm er das Licht und suchte sein Schlafzimmer auf. Bei dem Zimmer der Mutter blieb er stehen und horchte auf ihre schweren Atemzüge.

Er konnte schlafen. Er hatte gethan, was er mußte.

* * *

So scheu und so schüchtern war die alte Frau am andern Morgen! Es fehlte ihr nichts, sie befand sich wohl. Sie fing zaghaft an, von ihrem Irrgang zu erzählen. „Arme Mama,“ sagte er, „Du mußt solche Sachen nicht machen.“ Und dann: „Meinst Du nicht doch, Sohnert, daß es besser ist, wenn ich heute fahre? Emma kann mich ja zur Bahn bringen.“

„Nein, auf keinen Fall. Ich werde nachher mit Rose reden.“

Und er fuhr nach Berlin.

Als er ins Hotel trat, kam der Portier aus seiner Loge.

„Die gnädige Frau ist abgereist, heute Morgen,“ sagte er freundlich.

„Hm, jawohl,“ brachte Falstein mühsam heraus. Er war leichenbläß, nur einen Moment. „Hat sie etwas für mich hinterlassen?“

„Ja, hier.“ — Der Mann ging und brachte ein Couvert.

„Schön,“ nickte Falstein, „ich danke.“

In der Bellevue-Straße riß er das Couvert auf und las:

„Du hast entschieden. Ich will keine Kämpfe, und meine Liebe ist nicht stark genug, um mich selbst aufzugeben. Erhalten wir einander ein freundliches Gedanken. Leb wohl!“

Rose.“

„Nun also!“ sagte er durch die zusammengebissenen Zähne, knüllte das Billet zusammen und steckte es in die Tasche.

In einer einsamen Stelle des Tiergartens sank er auf eine Bank und krampfte die Hände zusammen:

„O Rose, — Rose, —“ schluchzte er auf, — „Du hast mich betrogen, Du hast mich nie geliebt!“ —

* * *

Egon Falstein fuhr nicht nach Lichterfelde. Er irrte ein paar Wochen in der Sächsischen Schweiz herum: erfuhr von hier aus, daß er nicht mit Rose Bartels dort war, wie sie gemeint, — daß die Verlobung gelöst sei. „Ich habe mich überzeugt, daß sie keine Frau für mich ist. Wenn ich wieder komme, reden wir nicht mehr von ihr, dann habe ich es verstanden.“

Ja? Nun, er heuchelte es wenigstens, als er zurückkam. Aber da waren die dummen Studien von Sämann. Er wollte sie immer verbrennen und that's doch nicht; tief in der Nacht saß er ab und zu davor und bekam nasse Augen.

Die alte Frau war noch lange gedrückt und kleinsaut, und von Zeit zu Zeit überfiel den Sohn ein heiser Ausbruch von Zärtlichkeit. O, sie sprach nie von Rose, die alte Frau, aber sie war nicht so naiv, daß sie sich nicht ihre Gedanken gemacht hätte.

Und einer davon lautete: „Sie hat ihn doch nicht recht geliebt, meinen armen Egon. Gott hat gewußt, warum er alles so fügte.“

Nachdruck verboten.

Frau Kunst und die Kleinen.

Von Ferdinand Avenarius.

(Schluß.)

Nie aber soll man's aus der frühen Stufe des „Kinderibus-Alters“ mit den ganz eigentlich freigestaltenden künstlerischen Thätigkeiten halten, mit Zeichnern und Modelliren? In ganz früher Zeit schon „malt“ das Kind, zeichnet es Männer- und Weiblein, Pferdchen und Soldaten, — in sehr sinnem Stile zwar, aber doch so, daß man wenigstens die Absicht merkt. Werade wenn ein Trieb zum ersten Mal auftritt, soll er nach pädagogischer Lehre benutzt und entwidet werden, lassen wir also den Trieb zum Zeichnen nicht ohne Roth Jahre lang ruhen. Gut, aber zum richtigem Zeichnenunterricht können jetzt die technischen Fähigkeiten des Kindes noch nicht gebildet werden, und Hilfsmittel, wie sie z. B. das Kreuzzeichnen mit sich bringt, sind fürs Auge schädlich und wohl auch sonst vom Leben! Also spricht Lange in seinem Buche dafür, den „zeichnerischen Illusions-Trieb“ durch Stäbchen- und Fadenlegen sich befriedigen, das kindliche „Zeichnen“ aber ohne beeinflende Aussicht „auf dem Papiere frixeln“ zu lassen, wie und was der kleine Zeichner mag. Auf dem Papiere. — d. h. nicht auf der Schiebertafel, denn webhalb das Kind mit dem Marionett-Instrument des Schieberschlusses gequält werden soll, ist in der Zeit der immer tiefer sinkenden Papier- wie Bleistiftpreise nicht mehr ersichtlich.

Für das Modelliren der ersten Stufe rath Lange zum Ausdrücken von Holzformen in Sand. „Nicht nur Äuchen der verschiedensten Gestalt kann man in Holzformen herstellen, sondern auch zahlreiche Gegenstände des gewöhnlichen Lebens, Stühle, Bänke, Tassen, Töpfe, Häuser u. dgl. Nur muß man sich dabei mit einer compacten und vereinfachten Darstellungsweise begnügen. Aber man braucht nicht einmal beim bloßen Ausdrücken der Formen stehen zu bleiben. Man kann dem Kind auch zeigen, wie es die ausgedrückte Form nachher mit dem Finger oder einem Stück Holz weiter bearbeiten oder dem natürlichen Vorbild noch ähnlicher machen kann.“ Ich meinerseits muß gestehen, daß ich gegen die von Lange empfohlenen Holzformen bedenken habe, die Beschäftigung damit scheint mir nicht viel mehr zu geben, als das Paupen durch eine fertige Schablone. Deshalb würde ich für unsere Kleinsten ganz freiändiges „Sandbaden“, vielleicht auch noch etwas „Vorbebadenem“, als erste Modellir-Abbildung vorziehen. Sehr wahrscheinlich, daß bei ihrem mangelhaften Raumsinne noch recht wenig dabei herauskommt. Nun, dann ist's eben zum Modelliren noch zu früh, — was schad's?

Schon bei all den genannten Spielen und Beschäftigungen sehen Sie, gnädige Frau, das vorhin erwähnte, kindliche „Gesamtinteresse“ im Hintergrunde. Die kindliche Phantasie macht nirgends angstlich an den Grenzen der einzelnen Künste Halt, sie schwelt fröhlich über sie hinweg ins Nachbargelände, spielt dort mit der eben selbstgemachten plastischen Figur Theater und baut auch sonst, sozusagen, das hier geerntete Korn frischweg mit dem vom Nachbar-Acker zu Brod und Äuchen zusammen aus. Gilt das da, wo der Schwerpunkt immerhin in der „bildenden Kunst“ liegt, so gilt es auch umgekehrt von der Poesie in der Kinderstube. Das Märchen, das Gott den Kleinen recht ausgiebig erhalten möge und das viele Eltern viel zu früh vom „Spielplane“ abgrenzen, hat ja seinen pädagogischen Hauptwert gerade in der außerordentlichen Mannigfaltigkeit der Bewegung, die seine unirdisch leichte Welt der kindlichen Phantasie ermöglicht. Das begabte Kind, das beim Hören der Märchen all ihre Abenteuer wie am eigenen Leibe miterlebt und sich also als Prinz oder Prinzessin, Zauberer oder Verzauberten fühlt, es fühlt sich natürlich auch bald gedrängt, das ja Aufgenommene auch dramatisch zu spielen, und findet dabei auch zu bildnerischer Thätigkeit mit alterlei Requisiten Gelegenheit überzeugen. Gerade dieses Umsehen und Verarbeiten sollten die Erzieher unterstützen. Es führt, zunächst einmal, zu ordentlicher Vertiefung in die Sache, wie man sich denn hier, wie überall beim kindlichen Spiel, recht vor dem Bielerlet hüten möge. Und dann: es führt zu selbständigen Spielen, zu solchen Spielen, die von den Kindern selbst, wenn auch unter der leisen Steuerleitung der Erwachsenen aus dem innerlich Erlebten herausgebildet werden. Freilich braucht dieses innerlich Erlebte ja teineswegs ein Märchen zu sein. Auch die Geschichte von ehedem und heute dient dazu, wenn schon zumeist erst ein etwas reiseres Alter den alten trojanischen oder den neuen spanisch-amerikanischen Krieg in Kinderspiele umgesetzt, sobald erst der Schulhof von Homer's und Odysseus' Thaten und erst der Schulweg von Shafter's, Cervera's und Aguinaldo's Zorneschreien widerhallen. Und ferner dient als großer Hundquelle das Leben der Natur, der Pflanzen und zumal der Thiere, — das Naturleben, mit dem man gar nicht früh und gar nicht innig genug die junge Menschenseele befrieden kann.

Gesteh ich's Ihnen, ich verpreche mir von all solchen Anregungen mehr, als von denen, die unser modernes Schauspieler-Theater selber so jungen Seelen bieten könnte. Bieten könne, sage ich, aber es bietet ihnen in Wirklichkeit noch viel weniger, als es ihnen bieten könnte. Denn es bietet ihnen in einer Beziehung leider mehr: die Herren Theater-Directoren wollen immer zugleich die verehrlichen Eltern amüsieren, und so legen sie ins Kindermärchen in Moje Städlein und Mädelchen ein, die gar nicht für die kleinen Leute da sind. Und die „kleinen Leute“, welche sind's denn? „Für Kinder von drei bis vierzehn Jahren“ soll's nett im Kinder-Theater, aber was einem Mägdlein von vier Jahren kostlich ist, macht schon den Badisch von zwölfen gähnen, und umgekehrt. Vorläufig entspricht die Wirkung des Kinder-Theaters bis auf gelegentliches, ungejüdes Aufregen und Angstfeln durchschnittlich eben auch nur dem der schönen Puppe. Und es läßt sich nicht recht absehen, wie's besser werden soll, so lange die Sache ein Geschäfts-Unternehmen bleibt, das Miethe für ein großes Theater und Gage für viel Schauspieler-Personal herauszuschlagen soll aus möglichst vielen Besuchern. Man müßte es einmal unter der Leitung unschulmeisterlicher Schulmänner oder anderer guter Pädagogen mit bescheidenen Theaterchen in Sälen versuchen, die für bestimmte Kindesalter zugerichtet wären. Bis wir dergleichen haben, ziehe ich's vor, das Kinderstube-Büschchen als Zuschauer oder gelegentliche Mithelfer nur vor Puppen-Theatern zu sehen, an denen die älteren Geschwister oder erwachsene Kinder-

freunde als Oberleiter „wirken“. Wie hohe Bonnen können zwischen solchen papernen Couffissen später hervorwehen, wenn Teufel erst Gehlern fällt, den so schrecklich „frechen“, oder wenn der Teufel einen, der's ganz ausdrücklich verdient hat, holt, oder wenn eine richtige liebe Seele von einem Menschen nach fürchterlicher Verfolgung leibhaftiger König mit einer goldenen Krone und einem schwarzrothen Mantel wird! Mir geht das Herz auf, denke ich nur daran. Aber die Puppentheater-Herrlichkeiten liegen zumeist für die Kinderstube immerhin zu hoch. Schade, daß sie der gute Kasparle nur so selten noch betrifft, der findet ohne alle Frage dort verständnisvolle Seelen.

Unendlich wichtig für die künstlerische Vorerziehung ist, daß die Mutter mit ihren Kleinen in der richtigen Weise spreche. Die Sprechweise der Mutter muß sich durchaus kindlicher Aussprache anpassen. Also muß die Mutter den Kleinen so wenig wie möglich mit Begriffen, so viel wie möglich mit Annahmen kommen, so wenig wie möglich mit „Abstraktem“, so viel wie nur angeht mit „Concretem“, sie muß immer gegenwärtig behalten, daß das Kind alles belebt und belebt, sie muß, vergleichsweise zu reden, stets eine dichterische, nie eine wissenschaftlich-nüchterne Sprache reden. Jeder Mutter sagt hier das natürliche Gefühl, was richtig ist; es ist meist ein Zeichen von natur-entfremdeten Verbildlichkeit, wenn eine Mutter beim Sprechen mit ihrem Kind „den Ton nicht mehr trifft“, und es führt oft dazu, daß an ihrer Stelle ein Kindermädchen dem Kleinen die Rätsle wird, oder wer sonst mit ihm in seiner Sprache zu reden versteht. Mitunter jedoch verleiht auch eine thörichte Aussprache von Sprachunterricht die Mütter, den natürlichen, kindlichen Plauderton mit den Kleinen sich absichtlich abzugewöhnen. Thun sie doch einmal kindlich mit ihnen, so „läppchen“ sie dann wohl, was doch wirklich etwas anderes ist. Im allgemeinen sehen es solche sonderbaren Pädagoginnen gern, wenn auch ihre Kleinen möglichst früh „gebildet“ werden. Da wird dann das Wesen hoch gelobt, daß sich möglichst früh so tinten-deutsch und papieren ausdrückt, wie eine Zeitung, und als Schreckenskind betrachtet man das andere, das von der Eisenbahn noch als vom Tschißisch, vom Schaf als vom Maß und von der Kuh als von der Kuh redet, — gar nicht zu denken des entsetzlichen Unglücks, daß es etwa noch Dinge mit ganz selbigenmachten Ausdrücken bezeichnete. Meine verehrte gnädige Frau, was wird da an unserer Jugend, was aber auch da schon an unserer Literatur und an der Verständnis-fähigkeit für unsere deutsche Dichtung gesündigt! Je mehr Ihr Kind in selbstfindenden Ausdrücken spricht, je mehr freuen Sie Sich dessen, statt es zu schelten, freuen Sie Sich dessen, denn es ist ein untrügliches Zeichen seiner lebendigen Phantasie-Kraft und seines sprach-schöpferischen Könnens. Gewiß, die Sprache ist ein Verständigungsmittel zwischen vielen, es geht bei ihr nicht ab ohne Übereinkommen und Verstehen, aber unser „Zeitalter des Verfehls“ sorgt wirklich sehr bald zur Genüge selber dafür, daß die Prägebilder der Sprachmünzen abgegriffen werden, — man braucht dem nicht allzufrüh und allzuviel durch pädagogisches Feilen und Polieren nachzuholen. Deshalb rathe ich jeder Mutter dringend: Laßt die Jungen im Nest recht lange so zotteln, wie Ihnen die Schnäbel gewachsen sind. Das wird fürs weitere Leben das individuelle, das persönliche Element in Ihnen stärken, wenn sich im Kampfe mit dem Papier-Deutsch der eigene Stil zu erhalten und zu bilden hat. Ist es doch platterdings unmöglich, daß einer einmal ein gutes, selbstständiges Deutsch schreibt, dem man schon in der Kindheit die Neigung zu eigenen Versuchen im Sprachbildern durch feierliche Hinweise auf die unanastbar heiligen Zeichen der Druckerwörter erstickt hat. Und bedenken Sie, wie viel eine richtige Erziehung im Sprechen, eine Erziehung zur Freiheit, keine Dressur bedeutet. Aus dem aufrechten Gang und aus der Ausbildung der artikulirten Sprache, Sie wissen es, leitet ein guter Theil der Philosophen es her, daß der Mensch aus einem Thieresgeist den Menschengeist bildete. Mit der Ausbildung der Sprache, das jedenfalls ist gewiß, steht die Entwicklung der menschlichen Geistesfähigkeit in engster Wechselbeziehung. Es gibt deshalb keine künstlerische Vorerziehung, die wichtiger wäre, als die im Hinblick auf die Sprache als den klar bezeichnenden echten Ausdruck des Innenseins.

Lassen Sie mich mit dieser Erinnerung meine Zeilen schließen. Ihr Kind, meine verehrte Frau, ist noch nicht in dem Alter, da der Herr Schullehrer mit sanfter Gewalt den Eltern eine Hand des Kleinen wegnimmt, um fortan mit ihnen gemeinsam das Erdenbürglein zu geleiten. Ihnen ist die Frage noch nicht von praktischer Wichtigkeit, ob denn unsere Schule zur künstlerischen Erziehung auch ihr nüplidies Theil beitrage. Ach, sie ist überhaupt nur wenigen von „praktischer“ Wichtigkeit, diese Frage, denn unsere Schule ist ja eine sehr selbständige Anstalt, die vor manch' anklappendem Elternmunsch die Thüre geschlossen hält, und, seien wir gerecht, auch zuhalten muß. Vielleicht unterhalten wir uns trotzdem noch einmal darüber, wie's hinter Ihren Mauern in dieser Beziehung aussieht. Es wird wohl an einem Ort so und am anderen ein wenig anders sein. Was nützen die Sorgen darum, helfen Sie vorläufig an der geprägten „guten Kinderstube“ auch dadurch, daß Sie Frau Kunst darin ihre feinen Gaben lächeln und flug vertheilen oder verheißen lassen. Wirklich, Sie dürfen dann der Schulzeit mit weniger Sorgen entgegensehen, daß Sie aus Ihrem Kind doch noch einen blasirten Rüchterling machen könnten. So klein es noch ist, wenn's mit der großen Zudrude ins ernste Leben zieht, es ist dann doch durch solche Vorbehandlung schon ordentlich geimpft und sehr viel schwerer anzustecken.

Mit allen guten Wünschen und Grüßen an Sie, verehrte Frau, und Ihren kleinen Kunstjüngern
Ihr herzlich ergebener
Ferd. Avenarius.

Nachdruck verboten.

Lisi.

Von Adele Hindermann.

„Dordchen!“

„Lisi?“

„Ich weiß 'was.“

„Ich auch, Verschiedenes,“ sagt die kleine Schneiderin gleichmuthig.

„Ich weiß aber, für wen Sie schwärmen!“

"Soo?" Dora läßt die Arbeit sinken und erröthet ein wenig. "Ach sieh mal, so eine Pute von dreizehn Jahren! Was weißt Du von so 'was, Lisi?"

"Ich? O, 'ne ganze Menge. Man sieht doch mit Verstand, und man hört so Manches," sagt Lisi geträumt und baumelt mit den Beinen, denn sie sieht auf der Kante des großen Schneidersstuhles. Sie sieht überhaupt am liebsten auf Tischen, eben des Baumelns wegen.

Dorchen lacht gezwungen. So ein leises, melodisches, bescheidenes Lachen. Dann eine Pause; feins von beiden spricht ein Wort.

Und die Spät Nachmittags-Sonne des Februar tages streut goldene Lichter auf eine Wolke von zartem, weitem Stoff und duftigen Speisen, — es ist Lisi's Tanzstunden-Ballkleid, das heute unter Dora's geschickten, mageren Fingern entstehen soll. Eisen-beimwischer-Stachmutter mit einem großen Spiegenfragen. Entzündend!

"Dorchen, der Kumpf wird doch plissiert, nicht?"

"Ja, gewiß. Was für Schuhe bekommt Du dazu?"

"Schwarze Lackschuhe." Lisi sieht nachdenklich an sich hinunter. "Du dummkopf, daß ich solch große Süße habe!"

"Du bist ja auch ein großes Mädel!"

"Ja, aber denken Sie, Nummer siebenunddreißig! Was haben Sie, Dorchen?"

"Siebenunddreißig", sagt Dora mit gemachter Lässigkeit. Der dem dürtigen Figuren entsprechende minimale Aufzug ist der Stolz ihres Lebens.

Lisi ist ihre eifrigste Bewunderin, wenn Mama auch sagte: Dora gibt ihren halben Verdienst für papierne Schuhe aus.

Ach wie gern hätte Lisi auch solch papierne Schuhe getragen! Diese entsetzlich „durable“ Knöpfstiefel mit Doppelsohlen, — die kleine stöhnt einen leichten Seufzer aus.

Und noch ein Seufzer huscht durch das Zimmer.

"Du Lisi, für wen schwärme ich denn nach Deiner Ansicht?" Durch den spöttischen Ton hindurch vibriert das Interesse, von der Sache zu sprechen.

"Für Sergeant Grothus."

"Ah," — jetzt ist Dora sehr, sehr rot geworden. "Wer sagt Dir denn das?"

"Die Minna sagt es, und die Schäferin, und ich selbst habe Sie vorigen Sonntag mit ihm aus dem Kaiserhof kommen sehen. Aber ich bin ja bloß 'ne dumme Pute!"

"Na, sei man nicht böse, Lisi."

"Nein, böse nicht, aber ich finde, mir brauchten Sie's doch nicht zu verheimlichen, Dorchen, ich sag's wahrhaftig seinem Menschen wieder, und, — und ich interessiere mich doch so sehr für — so 'was."

Es besteht ein eigenhümliches Freundschaftsverhältnis zwischen diesen beiden Mädelchen; der jungen Schneiderin, die Tag aus Tag ein schwer um das kleinen Existenz arbeiten muß, und dem langanhäusseren Schulmädchen, das im Schuhe wohlhabender Eltern so frohlos ins Leben blickt.

Dora, mit ihrer bescheidenen Eleganz am Sonntag, ihrer spindünnen Taille und den unpraktisch feinen Schuhen, imponirt ihr. Sie beschaut sie auch öfter, wenn Dora zu Haus arbeitet, schaut ihr beim Nähen zu oder liest ihr den Roman aus der neuesten Nummer einer illustrierten Zeitschrift vor, auf die Dora abonniert ist. Eine wunderolle Geschichte; sie handelt von einer unglücklich liebenden Gräfin, die meistens mit aufgelösstem Goldhaar auf der Chaiselongue liegt und hin und wieder ein kostbares Spizentoidentuch zerreißt. O, Lisi weiß seitdem ganz genau, was "Liebe" ist; "man sieht doch mit Verstand!"

"Bitte, Dorchen, sagen Sie mir's doch! Ich habe Ihnen alles von Hans Wald erzählt und Sie —"

"Was, von Hans Wald?"

"Nun," sagt Lisi stocend, "daß er mich jetzt schon zum Cotillon engagirt hat und gestern mit mir Schlittschuh gelaufen ist, und daß er gesagt hat," — hier senkte sich der schmale Kopf, sodaf die Stirnlocken über das in höchster Verwirrung erglühende Gesichtchen fielen, — "daß er gesagt hat, er fände blonde Mozart-Göpfe entzündend."

Dora stöhnt ein etwas grilles Gelächter aus. "Ach so, das; ja richtig!"

"Und nun sagen Sie mir auch, ob Sie für Grothus schwärmen, Dorele, liebes Dorele; sagen Sie ja, niesen Sie nur mit dem Kopfe, — ja, — also seien Sie, ich batte doch recht gehabt!" jubelt sie triumphirend, ganz stolz, Minniviserin eines solchen Geheimnisses zu sein.

"Pst, um Gotteswillen leise, wenn Mama kommt!"

"Ach die kommt jetzt nicht, sie badet mit Minna Pfannkuchen. Aber nun sagen Sie mal, Dorchen, dieser Grothus, wie heißt er eigentlich mit Vornamen?"

"Hermann."

"Hermann, das paßt prachtvoll für ihn; wie ein Eberhüter sieht er auch aus, mit seinem sonnenverbrannten Gesicht und dem blonden Schnurrbart. Ich würde ihn Arminius nennen."

"Warum Arminius?"

"O, nur zur Abwechslung. Und nun zeigen Sie mal Ihre Hand, Dorchen, sind Sie nun richtig verlobt? Haben Sie schon den Ring?"

"Ach, dummes Mädel, das ist ja Unsinn; es ist doch noch ein festes Verhältnis!"

"Ein festes Verhältnis, — was ist das?"

"Na, wenn man sich wirklich heirathen will. Und da ist ja noch 'ne andere —"

"'ne andere? Was will denn die?" fragt die Kleine.

"Die Lina Burgmann, Du kennst sie ja auch; die soll drei einhalbtausend Thaler haben, und sie möchte sich wohl aufhängen für den Grothus; aber er sagt, er könne sie nicht ausstehen, sie kann ja auch nicht 'mal einen ordentlichen Walzer tanzen; und Lisi hat sie, wie die Glöcklein, — aber das Geld, das Geld! Und wenn einer erst Sergeant ist und von Hause auch nichts hat, wer weiß, was er noch thut!"

"Aber, Dorchen, wenn er sie doch nicht leiden mag!"

"Boh, was will das heißen!"

Das blonde Mädchen steht ein unsäglich hartes, verächtliches

"Dorchen," und sie rückt ganz nahe heran an die andre, "Dorchen, sagen Sie 'mal, sind Sie verliebt in ihn?"

"Dumme Frage!"

"Furchtbar verliebt?"

Dorchen nickt kaum merklich, indem sie mit einem Centimeter, mäß Lisi's Armlänge misst.

Die aber weiß noch nicht genug.

"Haben Sie ihm lieber als mich? Ja, natürlich, darnach will ich lieber gar nicht fragen; Sie haben mich ja doch nicht halb so gern, wie ich Sie."

"D!"

"Lieber als Ihre Tante, bei der Sie wohnen?"

"Ha, ha, zehnmal lieber."

"Lieber als Ihre Freundin Grete?"

"Ja."

"Lieber als — Ihre Eltern, Dorchen?"

"Ach, laß doch das dumme Fragen, hol' mir lieber die Lampe; ich kann ja nicht mehr sehen!"

Gleich, ja."

Lisi ist noch näher herangerückt und hält ihr beide Hände fest. "Dorele, dies müssen Sie mir noch sagen, dies Eine noch. Lieber als Ihre Eltern?"

Etwas wie Angst liegt in ihrer Frage. Dorchen sucht vergnügt ihre kleinen Finger aus den kräftigen Jährlingen zu befreien. "Laß mich doch los, Lisi, ich sag's Dir doch nicht!"

"Doch, dies will ich wissen," beharrt Lisi und preßt die schmalen Hände noch ein wenig festiger.

"Ja, ja, ja," stöhnt Dora hervor, und im Augenblick fühlt sie sich von dem kleinen Quälgeist losgelassen.

"Wie entzücklich!"

Lisi's Augen haben sich in jähem Schreck weit geöffnet und suchen trotz der Dämmerung in Dora's Gesicht zu lesen, ob diese ernst gesprochen.

Leise berührt sie die Schulter des jungen Mädchens. "Dorchen, lieber als Ihre Eltern? Sagen Sie das auch noch, wenn ich — nicht Ihre Hände quetsche?"

Wie weich, wie ängstlich das von den Kinderlippchen kommt!

Dora wendet den Kopf halb ab, um nicht in die entsehsten, brauen Augen sehen zu müssen. "Ja," sagt sie mit leiser, erstickter Stimme, "ich kann nicht anders."

Lisi mußte heute nicht, wie sonst immer, ins Bett getrieben werden. Sie war todmüde vom Grübeln, noch konnte es ihr Kinderschlaf nicht lassen, das Unerhörte.

"Lieber als die Eltern," — das Wort ließ sie nicht los. Wie ein schwerer, grauer Schleier hatte es sich herabgesenkt auf ihre sonnige Heiterkeit und verdarb ihr die Freude an der ganzen Welt. Und als sie sich schlafen legte, fiel ihr ein, daß sie schon seit drei Tagen das Abendgebet vergessen hatte.

"Ich denke eigentlich nur an den lieben Gott, wenn ich etwas von ihm will," hatte sie vor längerer Zeit einmal eine darauf bezügliche Frage ihrer Mutterlein laut beantwortet, "und dann genügt es mich so sehr vorm lieben Gott, mit einem Anliegen zu kommen, wenn ich ihn tagelang vergessen hatte."

Heute mußte sie ihm vieles sagen, vieles!

"Lieber Gott, vergib doch Dorchen ihre große, große Sünde, daß sie den Grothus lieber hat als ihre Eltern. Sie meint es auch gewiß nicht so! Und daß ich morgen im Extempore nicht gar so viele Fehler habe!"

"Dorchen, daß Hans Wald Ostern doch nach Prima kommt, trotzdem er im Latein schwach ist, denn er ist wirklich ein netter Junge. Aber ich habe ihn lange nicht so gern wie meine Eltern, v lange nicht! Wenn Du das etwa glaubst, lieber Gott, dann soll er lieber nicht nach Prima kommen, so leid es mir thäte. Und daß doch der Grothus die Lina Burgmann — mit den dreitausend Thalern — nicht — —"

Der Gedankengang verliert sich, schlaftrunken lösen sich die gefalteten Hände, und die dunkeln Wimpern schließen sich seit über den müden Kinderaugen . . .

Rachdruck verboten.

Das secessionistische Dorf im Wiener Prater.

Von H. v. Nedarberg.

NIE es heute noch Märchen und Wunder gibt für alle, die daran glauben wollen, so gibt es auch noch gute Zeiten. Eine solche gute Zeit ist die Fürstin Pauline Metternich-Sándor. Wenn von einer großartigen Wohlthätigkeits-Versammlung in Wien die Rede ist, steht meist ihr Name an erster Stelle; meist ist sie die Schöpferin der Idee, die Leiterin der Ausführung und, — heute wie ehedem, — die Seele des Unternehmens, das, wenn sie ihre ganze Persönlichkeit einsetzt, auch allemal einen ganzen Erfolg zu verzeichnen hat. Originell, finstreich und elegant weiß sie ihre Samariter-Welt einzufleischen und zu gestalten, sodaf das Wohlthun, dem die warmherzigen Wiener immer zugeneigt sind, zugleich zum Vergnügen für den Einzelnen wird.



Zum Empfang. Nach dem Gemälde von G. aus der Ode.

Lachen aus. Sie ist vierundzwanzig Jahre alt und näht seit einem Jahrzehnt; — sie hat es gelernt, auf Enttäuschungen gefaßt zu sein. Es wäre ja nicht das erste Mal, daß man ihr den Hof macht und eine andere betrathet.

Aber dann hat sie schnippisch gelacht und noch einmal so stolt gekonnt, als vorher.

Aber dieses Mal, — dieser blonde Artillerist mit den scharfen blauen Augen und der stattlichen Figur, wenn auch er eines Tages aus ihrem armen Leben schwinden würde, und eine andere wäre die Glückliche, — dieses Mal würde sie nicht die Kraft haben, zu lächeln und zu tanzen, diesmal nicht.

"Lisi,"

"Ja, Dorchen?"

Dora hat die Hände an das Gesicht gedrückt, eine Blutwelle färbt ihre bleiche Haut, und die Lippen senken sich über die fiebrig glänzenden Augen.

"Lisi, ist er nicht entzündend?"

Eine Welt von Liebe liegt in diesen vier Worten, die wie ein Hauch von ihren Lippen kommen.

Diese kleine, nichtsagende Dora! Ein Etwas geht von ihr aus in diesem Augenblick, wie die heiße, zitternde Lust eines glühenden Julitages, ein Etwas, das Lisi fremdartig berührt, wie eine schwedduftende Tropenblume.

"Ist er nicht entzündend?"

"Ganz famos," bestätigt Lisi, und ihr rosiges Kindergesicht leuchtet dazu, so jung, so fröhlich, so frisch wie ein sommiger Aprilmorgen.

Und sie ist neugierig, die Kleine; dies Kapitel ist ihr so überaus interessant, als schaue sie von einer mühsam erststieerten Mauer in einen herrlichen Garten voll farbenleuchtender Blüthen.

Anerkanntermaßen erzielte aber noch keine Wohlthätigkeits-Versammlung in Wien einen so vollen, glänzenden Erfolg, wie das diesjährige, durch Fürstin Pauline Metternich inscenirte und in Gemeinschaft mit ihrem „Generalstab“ genial und opferfreudig ausgeführte Frühlingsfest im Prater, dessen Ertrag der Wiener freiwilligen Rettungsgeellschaft, der allgemeinen Poliklinik und dem Maria Theresien-Hospital zugute kommt, — deshalb verdient es auch in seinen Einzelheiten den Rüchtbeilegten nachgeehrt und



Gräfin Myra Wydenbruck-Esterházy.



Fürstin von Metternich-Sándor.



Baronin von Podewils-Dürniz.



Franzi Charlemont.



Gräfin Kinsky-Hendel-Donnersmair.



Baronin Helene von Maderny.



Prinzessin Clementine Metternich.

Die Veranstalterinnen des Frühlingsfestes
„Das secessionistische Dorf im Wiener
Prater.“

geistreich apostrophirende Ausdrücke zu geben. So bot das Dorf einen ganz wunderbaren, wahrhaft überraschenden Anblick, bei welchem selbst der alte Ven Alba in Vergessenheit gerathen wäre.

Solche Häuschen, Zelte, Buden, Bazar's hat man sicherlich noch nie und nirgends gesehen! Wie Bilder aus einem modernen, secessionistischen Märchenbuch muteten sie und ihre Bewohnerinnen an. Eigenartige, noch nie dagewesene Trachten bekleidet das atemberaubende Publicum zu sehen! Einige Kostüme waren nach Zeichnungen

durch Wort und Bild als wertvolle Erinnerung festzuhalten zu werden. — Gewiß war es eine glückliche Idee, die Secession, welche vielleicht in seiner Großstadt, mit Ausnahme Münchens, so festen Boden gefaßt, so fröhliche Blüthen getrieben wie in Wien, in den Dienst der Menschenliebe zu stellen. Damit war von vornherein das Allgemein-Interesse gesichert.

Eine wohlwollende, schalhafte Parodie auf die Uebertreibungen, die exzentrischen Launen der secessionistischen Schule, — das mußte lustig werden, mußte eine „Heg“ geben; und wo es eine Heg gibt, da stellt sich der Wiener, — besonders aber die Wienerin! — sicher ein.

Das secessionistische Dorf, — in seinen Grundzügen von der Fürstin und ihrem getreuen Beirat, dem Präsidenten der „Concordia“, Edgar von Spiegel, auf dessen Umfaß und unermüdlichen Arbeitseifer ein gut Theil des Gelings zurußzuführen, ausgesprochen, — wurde in einer interessanten baulichen Absonderlichkeit von Gilbert Lehner, dem Decorations-Inspector des Burg-Theaters, innerhalb des Riesenbaues der Rotunde mit bekannter Meisterhaft hergestellt, und verschiedene Wiener Künstler thaten das Ihre dazu, einzelnen der zweitausendvierzig Verkaufsständen noch eine besondere, die Parole „Secession“ lustig oder

bekannter Maler angefertigt, andere nicht weniger bemerkenswerthe hatten ihren eigenen Stil; alle aber trugen dem Grundgedanken des Festes Rechnung, daher wirkte das Gesamtgebilde außerordentlich harmonisch und malerisch.

Das Haupt-Interesse der Besucher lenkte sich natürlich auf die Residenz der Fürstin Metternich, den „Herrenhof“, einen vornehm stilisierten, mit Chrysanthemen-Giebeln geschmückten Bau, den eine künstlerisch veranlagte Dame der Wiener Gesellschaft, Frau Henriette von Mantiewicz, mit eigener Hand entworfen und eingerichtet hatte. In diesem Hause machte die Fürstin in liebenswürdigster Weise die Honneurs und leitete dabei immerlich die „Regierungsgeschäfte“ ihres secessionistischen Reiches. Sie trug ein Kleid aus weissem Liberty-Atlas, an dessen Nod schwarze, stilisierte Lilien emporrankten. Über das Ganze war ein wollender Mantel aus plissirter, schwarzer Seiden-Gaze geworfen, auf dessen Umrandung sich Libellen wiegten. Eine Libelle bildete auch den Mittelpunkt des graziosen Veilchenhäubchens. Die Tochter der Fürstin, die vornehm-schlanke Prinzessin Clementine, erschien in einem weichen Gewande mit aufgestickten Lilien und grünem Blätterfranze.

Gleich beim Eintritt in die Rotunde fesselte das völlig durchsichtige,

wie aus abendrothen Wollen componierte „Organtin-Haus“, in welchem die anmutige, gleichfalls von weiß-rosigem Wollstoff umwaltete Baronin Salzgeber, Champagner und andere Erfrischungen spendend, als Patronesse fungirte. Reizend war das „Kirschenhaus“ der Gemahlin des Handelsministers, Baronin Dipauli. Aus goldenen Vasen und aus goldenem Boden wuchsen da die Kirschbäume hervor und bildeten eine Laube, von deren Wänden die reifen Früchte herabhängten. Die Patronesse trug ein schwarzes Tafettfeld mit gemalten Kirschen, die übrigen Damen hatten nach dem gleichen Muster naturfarbige Kirschen auf lichten Gewändern und einen sehr fleidjamen Kopfputz mit Kirschenbündeln an beiden Seiten der Stirne. Großen Beifall fand auch das „Tulpenhaus“ der Gräfin Myja Wodenbrud-Esterhazy. Stilisierte Kirschentulpen wuchsen an den Wänden und ragten vom Dache des Hauses empor, das dazu bestimmt war, wirkliche Kunstsäume, Bilder berühmter Meister, zu beherbergen. Die Gräfin, eine der schönsten und liebenswürdigsten Frauen des Wiener Hochadels, soll, nächst der fürtlichen Protectorin, den reichsten materiellen Erfolg erzielt haben, was nicht zum wenigsten auf den Zauber ihrer Persönlichkeit zurückzuführen ist. Sie trug ein prächtig wirkendes Kostüm aus gelbem Leinen, mit Aufnäherarbeit von gelbrothen Sammet-Tulpen. Die Taille bildete selbst eine Art Tulpe, und auf dem Haupte schaukelte sich grazios ein großer, goldschimmernder Schmetterling.

Große Belustigung gewährte den Schaulustigen das „Umgeltehrte Haus“ der Gräfin Stubenberg, das thätsächlich auf dem Kopfe stand, während von einer zu oberst befindlichen grünen Wiese die Bäume herunterhingen; man betrat das Haus durch den Schornstein. Die schöne Patronesse war eine der bewundernsten Erscheinungen des Festes. Auf ihrem grünen Atlas-Gewande war lila Mohr mit seinen Stengeln derart aufgetischt, daß die Wurzeln in den Saum des Kleides und in die Spitzen des Ärmel verliefen. Ein großer, blauer Mantel, der an mehreren Stellen geöffnet war, ließ die Stidereien hervortreten. Ein kleidhamer Lamballe-Hut mit blauem, grünem und lila Mohr vervollständigte den Anzug.

Die Patronesse eines der vornehmen, zum „Herrenhof“ gehörigen Pavillons war die allbeliebte Gattin des bayrischen Gesandten, Baronin Podewils. Sie sah wohl am stilvollsten secessionistisch aus, in ihrem, die Gestalt stark verhüllenden violetten Seidenkleide, das sich vorn über einem weißen Einsatz öffnete, von dem eine stilisierte Blume in Malerei und Aufnäherarbeit sich wirkungsvoll abhob. Ein Reig von grünen und lila Bändern umschloß die Artikur, und das gleiche Reig überspann die Achseln des Gewandes. Baroness Podewils repräsentirte gleichfalls die Seessionistin sehr „echt“ in ihrem grünen, mit Liliens geschmückten Musselin-Kleide.

Interessant und vielfummiert war das der „Deutsch-Österreicherischen Literatur-Gesellschaft“ gehörige Zelt „Aqua rium“ (Patronesse: unsere langjährige Mitarbeiterin, Baronin Helene Madern); seine Wände markirten den von allerlei Seepflanzen und Wassergethier bevölkerten Meeresgrund; über seinem flachen Dache erschauete man mächtige Seemöwen und fliegende Fische, und in der rossigen Seemuschel seines Innern eine Anzahl secessionistischer Wassergeister, Seetiefelchen, Nixen, Sirenen, oder wie man die geschäftig hin und hergleitenden lichten Weisen nennen will, welche recht märchenhaft aussahen, aber recht gewandt und menschlich prachtlich ihre lustige, secessionistische Literatur teilzubieten verstanden. Da gab es ein curioses, langlebiges Bilderbuch mit humorvollen Versen und trefflichen Handmalereien von begabten Damen der Gesellschaft, — ein heiteres Dienst-Reglement für Militärs, — eine Pianarie, „Altri“, deren Autor, ein rühmlichst bekannter deutscher Schriftsteller, sich diesmal hinter dem Pseudonym „Amandus Tacitus“ verbirgt, — eine geistreiche Satyre auf die Auswüchse der secessionistischen Schule, „Blane Blätter“, verfaßt von dem feinsinnigen Novelisten und Dramatiker Freiberrn von Gleichen-Rußwurm, dem Urenkel Schillers,

Feststrahl mit Chrysanthemum. Aus dem Erfrischungszelt. Originalzeichnung von Natalie Bruck-Auffenberg.

— elegant ausgestattete, moderne Stizzenvieler, — endlich eine intellektuelle Sprachsammlung „Zenien“, zu welchen zahlreiche deutsche Dichter und Schriftsteller Beiträge und Facsimile-Unterschriften



Festkleid mit gemalten Kirschen. Aus dem Kirschenhaus. Originalzeichnung von Natalie Bruck-Auffenberg.



Feststrahl mit Chrysanthemum. Aus dem Erfrischungszelt. Originalzeichnung von Natalie Bruck-Auffenberg.



Feststrahl mit stilisierten Mohoblumen. Aus dem umgekehrten Haus. Originalzeichnung von Natalie Bruck-Auffenberg.

gespendet. Daneben ging der Verkauf von secessionistischen Postkarten recht stott.

Aus dem Blüthenfranze schöner, eigenartiger Frauen gestalten möchten wir noch die Gemahlin des Statthalters, Gräfin Kielmansegg, welche in einer weißen, gefütterten Batist-Tollette und gelbem, mit rothen und gelben Mohoblumen geschmücktem Hut sehr schön ausläh, und die überaus reizende Gattin des französischen Botschafts-Secretaires, Comte de Fontenay, welche in ihrem Anzuge dem Charakter ihrer Heimat Ausdruck zu geben suchte, erwähnen. Der Rock der letzteren, aus französischem Batist, war dicht mit Kornblumen bemalt; ein breiter, cornblumenblauer Sammetgürtel umspannte knapp die gracieuse Taille und hielt ein weißes Musselin-Tuch zusammen; blaue Blumen schmückten die Brust und den weißen Hut. Die beiden genannten Damen standen einige Augenblicke neben einander, und die bildsöhne Gräfin Kinsl-Hendel, welche ein gelbes, mit Goldstift gedektes und mit Sonnenblumen benähtes Gewand und eine Sonnenblumen-Glorie auf dem blonden Haupfe trug, trat zufällig an ihre Seite; das veranlaßte einen gerade vorübergehenden, die drei Frauen mit entzücktem Künstlerauge umfassenden deutschen Maler zu dem halblauten Ausrufe: „Ein joiches Bild sieht man im Leben nur einmal! Ich werde es nie vergessen.“

Ein vielgejuchter Ruhe-Ort für die Schau- und Wandermüden war das große „Café Secession“. Reizende junge „Gellnerinnen“ standen hier den Patronessen zur Seite und bemühten sich mit Aufopferung um das Wohl der Gäste. Sie trugen einfache weiße „Uniformen“ und zierliche Kröndchen, Miniatur-Copien vom goldenen Dache des Wiener Seession-Gebäudes. Seitenlang ließ sich noch fortplaudern über interessante Menschen und interessante Vorgänge im secessionistischen Dorfe; viel Beweiswertes muß unverwähnt bleiben. Zum Schlusse soll nur noch gesagt werden, daß die erzielten Einnahmen alle Erwartungen übersteigen haben. Und der Segen, welcher von dem schönen, originellen Wohlthätigkeitswerke ausströmt, wird sicherlich in seiner Wirkung dadurch nicht beeinträchtigt, daß es eine heitere, lächelnde Caritas war, die ihn gespendet.

Rachlust verboten.

Die Frauen und das Vaterland.

Von Adolf Bartels.

Die Frauen haben kein Vaterland“ lautet der Titel eines neuen Werkes von Ilse Arapan (Berlin, A. Fontane & Co.). Es ist die Geschichte eines ziemlich unpraktischen jungen Mädchens, einer richtigen Idealistin, die das Vaterland verlassen hat, um in Zürich Jura zu studiren. Ihr Vater weiß nicht darum, die Stiefmutter aber ist im Einverständnis und schlägt heimlich monatlich hundert Mark, obwohl sie die Bläne ihrer Tochter nicht billigt. Nach und nach kommt der Vater hinter die Sache, und gerade, als das junge Mädchen vor dem Abiturienten-Examen, das sie noch nachzumachen hat, steht, trifft ein Brief von ihm ein: „Der entlaufenen, ungezogenen Tochter keinen Pfennig.“ Die Rücksicht ins Elternhaus wird dem Mädchen freigestellt, aber „für dergleichen brennverbrannte Experimente ist mir mein Geld zu schade,“ schreibt der Papa. Das Mädchen lebt doch nicht zurück, hungrig sich so durch und verfücht von dem Senate ihrer Vaterstadt Hamburg ein Stipendium zu erlangen. Als die Roth am höchsten ist, trifft der Bescheid ein: „Für studirende Frauen gibt es weder private noch staatliche Stipendien in Hamburg.“ „Wir Frauen haben kein Vaterland,“ ruft nun die Studentin aus und taucht ins Volk unter, schwört zur sozialdemokratischen Fahne, um dann als Kämpferin wieder hervorzutreten.

Der größte Theil des Buches besteht aus Tagebuch-Aufzeichnungen. Das äußere Leben des jungen Mädchens wird nicht alzu deutlich, obwohl es an schönen Stimmungsbildern nicht fehlt, wohl aber können wir uns ihre geistige Verfassung vollständig klar machen, sie lebt ganz und gar in jenen Abschauungen von der Unterdrückung der Frauen durch die Männer, die so viele Vorlämpferinnen der Frauenrechte in sich ausgebildet haben, sie greift die Familie an, — „Zwang, Druck, Heuchelei, Autoritäts-Glauben, Bequemlichkeit und Plattheit, die Rüthe und der Schafrod,“ so charakterisiert sie sie, — sie meint: „Ja, mit unseren schlimmsten Feinden, — das ist nun überhaupt merkwürdig. Viehzüchter — wahnsinnig. Guy de Maupassant — wahnsinnig. Strindberg — wahnsinnig. Ich will nicht sagen, daß es ein Symptom ist, — aber — vielleicht ist es doch ein Symptom.“ Als ihr Ideal stellt sich die Bejahung der Unverheiratheten für die Menschheit dar. „Da sind wir ja alle, die unverheiratheten Frauen! Freie Menschen sind wir! Wenn wir für unsere eigenen Bedürfnisse gesorgt haben, dann haben wir Kopf und Herz frei für die anderen. So dürfen wir die Hände regen für die anderen, O, auf uns muß man rechnen, auf die künftigen Herre von Amazonen des Geistes und der Begeisterung, der Kunst, der Menschenliebe. Wir haben Zeit. Nicht ewig die Kette am Fuß, die sich Familie nennt, nicht ewig gerichtet die Augen auf das Heim und seine Tyranne! O, von diesen ist viel zu hoffen, vielleicht alles! Wie gute, starke, heitere, freie Geister werden sie zwischen den eingelapierten Familien-Leuten dahinschreiten, überall

rathend, helfend, rettend, das Ideal hochhaltend, hochhaltend die Liebe!“ Die wirthschaftliche Selbständigmachung der Unverheiratheten an und für sich ist ihr gar nichts, „der Zweck ist, die Hände frei zu bekommen, um der Menschheit dienen zu können. Man wundert sich, daß diese Menschheits-Priesterin, als sie Roth kommt, sich dann doch noch entzündt, daß sie ein Vaterland hat; man wundert sich nicht, daß sie das Vaterland nicht erhält, sofort mit dem Vaterland fertig ist. „Nationale Arbeit hat man uns verwehrt; leisten wir denn, was höher als sie, leisten wir Menschheitsarbeit? Beten wir, daß bald in Zeit komme, wo die Grenzen aufhören, die Welt von Menschen, wo die Kriege aufhören, die den Mann auf die See des blutdürstigsten Thieres degradieren; wo das schmupige Kind nicht mehr über die verfaulte Erde rollt; wo es weder Kapitalisten noch Proletarier mehr gibt, sondern nur Menschenbrüder, und wo der Mann auch im Weibe die gleichstrebenden Schwestern erkennt und achtet! Beten und — handeln wir handeln wir!“ Also der extreme Radicalismus, und daß alles ein Hamburger Papa zufällig ein großer Philister ist, weil der Hamburger Staat keine Stipendien für studirende Frauen hat.

Es wird zugezogen sein, daß, wenn auch nicht ganz die so doch eine ähnliche geistige Entwicklung eines jungen Mädchens in unserer Zeit möglich ist. Die Frage ist nur, ob sie irgend welche thopische Bedeutung hat. Ilse Arapan hat, indem sie die Tagebuchform für ihre Darstellung wählte, den hier vorliegenden besonderen Fall zunächst als solchen charakterisiert, sie hat anderseits aber auch wieder, indem sie den Satz „Wie Frauen haben kein Vaterland“ auf das Titelblatt ihres Buches setzte, gewissenmaßen den verallgemeinernden Schlüß aus den Erfahrungen ihrer Helden gezogen. Überhaupt wird, weil das Gedankliche das Geistalte so sehr überwiegt, den meisten Lesern und Lesrinnen das Werk sicherlich als Tendenz-Schrift, einseitige Tendenz-Schrift erscheinen, und man wird die Autorin so ziemlich für alles, was die Helden äußert, verantwortlich machen. Wir bei das an dieser Stelle nicht, sondern begnügen uns, das Beobachtete, in dem die moderne Frau zum Vaterlande steht, in stetem Hinblick auf die Behauptungen des Arapan'schen Buches etwas näher ins Auge zu fassen.

Da fällt uns zunächst auf, daß bei Ilse Arapan Vaterland und Staat ohne weiteres gleich gesetzt wird. Das Vaterland hat bei der Helden des Buches nur informative Bedeutung, als in dem Einzelnen für seine Entwicklung staatliche Dienste leistet, wird also rein vom Rüglichen-Standpunkte aus betrachtet. Diese Aussage ist nicht deutsch, uns ist das Vaterland zu nächst einmal die große Blutsgemeinschaft von Millionen von Volksgenossen auf alterer Erde, uns thuer gewordenem Boden zu der man die Zugehörigkeit als hohes Erbteil, einerlei man hoch oder niedrig, arm oder reich, gleich bei seiner Geburt mitbekommt, und die man gar nicht los werden, gar nicht leugnen kann, wenn man nicht eben ein misstrathenes Geschlecht ist. Zwar läßt sich der Wert dieser Zugehörigkeit zum deutschen Volk, des Geborenverdens auf deutscher Erde, nicht in Reichsmark ausrechnen, aber deutsche Männer und Frauen, doch sie auch als Individuen wuchsen, sind sich immer bewußt gewesen, daß sie ihr Bestes dem Volksthum und der Deutschen verdanken, sind stolz gewesen, deutsch zu sein, zu fühlen zu zu denken, und haben den, der es nicht war, als traurigen Gefallen oder als Verräther verachtet. Und mit Recht! Denn nicht Grenzen und um sie geführte Kriege trennen, wie überhaupt Idealisten und die „Ubi bene, ibi patria“-Leute sie Art glauben, die Völker, sondern das Blut, dieser ganz bündere Saft, über den sein internationaler Radicalismus zu Tagesordnung übergehen kann, der alle Theorien siegreich überwindet. Man kann jedes Volk in seiner Art gelten lassen, aber man kann über die Zugehörigkeit zum eigenen so wenig hinauskommen, wie man seinen Charakter ablegen kann. Wir verdanken wir unserem Blute vielleicht nicht auch sehr reale Güter? Sind Sprache, Sitte, Brauch, deutsche Kunst, deutsche Wissenschaft nichts? Kunst und Wissenschaft haben die anderen Völker auch, aber eben nicht so wie wir, und gerade, daß jedes Volk sie besonders, sie in seiner Art hat, ist das Große im Schöne, ist erst volles Leben. Eine internationale Kunst ist es bisher noch nie gegeben und wird es nie geben, und die Wissenschaft beruht auch auf der Arbeit verschieden befannte Völker und ist wenigstens in den „leichten Dingen“ nicht international. Daß man solche selbstdverständlichen Dinge immer wieder von neuem auseinanderreden muß! Kurz, kein Deutschland hat man, es läßt sich nicht ablegen, wie ein Gewebe es ist die Wurzel, aus der wie wachsen, — verlegt sie, will sterben ab!

An diesem Vaterland, diesem Deutschland nimmt nun die Frau ohne weiteres in gleicher Weise Theil wie der Mann, es kann es gar nicht los werden, denn sie ist dadurch, was sie ist, die deutsche Frau. Mag die Helden des Arapan'schen Buches sich in der Umneblung des Radicalismus einreden, was es will, sie wird immer deutsch fühlen, deutsch denken, wird ein Deutscher sein müssen. Und auch der realen Güter, die das Vaterland verleiht, bleibt sie unter allen Umständen theilhaft. Schelte sie deutsche Sitte, deutsche Brauch eng, kleinlich, heimlich, sie wird darüber nicht hinweg kommen; denn sie entstammen eben deutschem Blut, — und sie wird, reifer geworden, doch am Ende erkennen, daß man sich frei in ihnen bewegen kann, wenn man der Mensch darnach ist. Die Sprache und damit den Zugang zu Kunst und Wissenschaft hat auf jede deutsche Frau. Überhaupt sind Kunst und Wissenschaft etwas anderes als das Studium, zu dem man durch Gymnasium und Universität gelangt, sie sind die großen nationalen Schatzkammern, in denen sich für jeden etwas findet, in die übrigens auch Frauen jeder hohe Werthe geliebert haben, wenn nicht direkt, so doch indirekt. Überhaupt kann man doch das Wissen, das Erlerbare nicht immer in so hohem Grade! die Kunst, den Genuss der Kunst, bedeutet es fast nichts und für die Wissenschaft lange nicht alles. Wer von unseren vorragenden deutschen Frauen, ich nenne beispielweise die Hoffmänner unserer klassischen und romantischen Dichter und Autoren von Dorothea Hülshoff und Marie von Ebner-Eschenbach, ist denn eine „Studentin“ gewesen? Das Auschlaggebende für die Bildung der Frau ist nicht die Gelegenheit zum eigentlichem Studium, die sich ihr bietet, sondern die geistige Atmosphäre in der sie aufwächst, und diese ergiebt die vaterländische Kultur in ihrer Gesamtheit; Lehranstalten kommen da erst in zweiter Reihe in Betracht. Wer die deutsche Geschichte einigermaßen kennt, der wird gar nicht bestreiten können, daß die deutschen Frauen zu allen Zeiten auf der Höhe der deutschen Kultur gewesen

Für sie ist der deutsche Minnehang erfüllungen, sie hat an der Reformations-Bewegung starken Anteil genommen, die das deutsche Gemüth ganz besonders stark aufregende pietistische Bewegung um 1700 war wesentlich Frauenwerk, in der Werther-Zeit, der klassischen und romantischen, ja, bis zum Jahre 1848 hin steht die Frau überall mit im Vordergrunde des geistigen Lebens. Dann tritt die große Demokratisierung der Gesellschaft ein, hunderttausende von jungen Mädchen erhalten die pecuniale Möglichkeit einer „höheren“ Bildung, und da verfolgt nun freilich die deutsche Kultur, denn auf den Durchschnitt war sie bisher eben nicht berechnet; die überlächliche gesellschaftliche Dressur der Töchterlichkeit wird gang und gäbe. Aber die Begabter sind auch in unserer Zeit noch über die Dressur hinaus gekommen; das beweist allein die große Zahl vorzüglicher Schriftstellerinnen, die wir jetzt unbedingt haben.

Die Frau also hat Anteil an den nationalen Gütern Deutschlands, hat ihn stets gehabt und hat ihn noch, — der Mann, der lernen muß, um etwas zu werden, steht in dieser Beziehung sicher nicht viel besser da, ist vielleicht einsetziger und oft sogar beschränkter als die Frau, nur, daß der stärkere männliche Willen wahrscheinlich jederzeit eine größere Anzahl von Annahmen, die eigentlichen Kulturträger und Kulturbewahrer hervorbringt. Annahme diese aber auch wieder vom Einfluß, der Frauen bestimmt sind, läßt sich ja zwar nicht ziffermäßig nachweisen, doch darf man die Thatssache ruhig annehmen; denn die Frauen sind keineswegs bloß empfangend, sondern auch gebend, sie leisten productive nationale Arbeit. Oder ruht der beste Theil des nationalen Erziehungswertes, des nicht schulmäßigen, nicht noch immer in Frauenhand? Noch ist mir kein bedeutender Mann bekannt geworden, der nicht zugegeben hätte, die stärksten und dauerndsten Eindrücke und auch die fruchtbarsten von der Mutter empfangen zu haben. Orden und Titel gibt es ja freilich für solche Thätigkeit nicht, aber sie trägt ihren Lohn in sich selbst. Die Helden des Frapanschen Buches redet selbst einmal von „Eocarden“, äußerem Erfolgszeichen, die die Frauen nicht wollten. Aber in Wirklichkeit geht das Streben vieler Frauenrechtlerinnen auf die Eocarde hinaus, die still, unscheinbare, Vaterland und Menschheit beglückende Arbeit wird angesehen. Über das Urtheil der Studentin über die deutsche Familie kann man stillschweigend hinweggehen; gewiß, es gibt Tantende von Familien ohne wahres Familienleben, aber auf diese kommt es auch nicht an, sie sind eben solche, in denen das Deutsche-Nationale, das das richtige Verhältniß zwischen Vater, Mutter und Kindern fordert, nicht zur Geltung gelangt. Überdies pflegt bei ungünstiger Gestaltung der Familien-Verhältnisse die Schuld der Ehegenossen gegenseitig zu sein; liegt sie aber wirklich auf Seiten des Mannes, so halten die Kinder gewöhnlich zur Mutter, und diese leistet, als Mütterin, immer noch eine große nationale Erziehungs-Thatsache. — Ferner aber beschränkt sich die nationale Arbeit der Frau keineswegs auf Erziehung der Kinder. Obwohl die deutsche Frau in der Regel keine Politikerin ist, besitzt sie doch meist einen gesunden politischen Sinn und erhält wenigstens in allen nationalen Aktionen einen starken Einfluß. Welche Rolle hat die Frau in den Befreiungskriegen gespielt und dann weiter in den Bemühungen um die Einigkeit Deutschlands bis 1870! Auch in der gegenwärtigen sozialen Bewegung ist die deutsche Frau, die, welche nicht öffentlich hervortritt, viel einflussreicher, als man gemeinhin glaubt. Von dem Wissen der Frau während eines Krieges darf ich ja nicht reden; denn es steht für eine wachsende Radikale ja fest, daß der Krieg etwas so Unverantwortliches ist, daß man die Männer, die ihn führen, eigentlich ohne Hülfe verbüten lassen müßte. Aber, Frau von Suttner mag es mir verzeihen, ich glaube, daß wir bei dem ewigen Frieden Zustände auf Erdem bekommen würden, so unerträglich auch für die Frauen, daß diese eines Tages selbst den Männern wieder das Schwert in die Hand drücken würden.

Die Frau freilich, für welche das Vaterland weiter nichts ist als die große Maschinerie des Staates (immerhin auch ein methowdiges Menschenwerk, das, natürlich geworden, sicher nicht zu erkennen und auch gar nicht so leicht umzubilden ist!), mag bisweilen starke Veranlassung zur Unzufriedenheit empfinden. Der Staat gibt, das ist ja gar nicht zu beitreten, den Männern mehr Rechte, leistet mehr für sie. Doch wäre es trotzdem falsch, zu sagen, der Staat sei nur für die Männer da; seine Hauptfunktion, für Ordnung und Sicherheit zu sorgen, kommt den Frauen am Ende mehr zu gute als den Männern; denn sie sind doch nun einmal das schwächere Geschlecht. Über die Bemühungen der Frauen, größeren direkten Einfluß auf das Staatsleben, größere Selbstständigkeit als juristische Personen, endlich bessere Erwerbsmöglichkeiten zu erlangen, u. a. auch durch Zulassung zum Studium und weiter zum Staatsdienst, soll hier nicht ausführlicher geredet werden. Sie sind da, zum Theil natürlich entstanden, und tragen daher auch eine gewisse Berechtigung in sich. Was speziell das Frauenstudium anlangt, so bin ich der Ansicht, daß wirklich begabten Frauen die Möglichkeiten, rite zu studiren, gegeben werden müssen und das ist ja zum Theil heute schon geschehen), daß man aber das Zutreten der Mittelmäßigkeiten zum Frauenstudium möglichst verhindern soll. Das deutsche Volk als Ganzes profitiert wirklich nichts, wenn so und so viele männliche Mittelmäßigkeiten durch so und so viele weibliche ersehnt werden; es werden nur höchstens noch weniger Männer heirathen können. Die praktische Folgerung meiner Anschauungen würde die Stellung sehr hoher Anforderungen bei der Entlassung von den Mädchen-Gymnäten, die in genügender, wenn auch beschränkter Anzahl von den Staaten zu errichten wären, und die Schaffung zahlreicher Freiplätze an den Gymnäten, die möglichst als Alumnae eingerichtet werden müßten, sein. Denkmalsprechend müßte es dann auch Stipendien für Frauen an den Universitäten geben. Die für Männer verdanten aber meistens privaten Stiftungen den Ursprung, und ein gleiches würde so auch für die meisten Frauen-Stipendien zu verlangen sein. Es gibt ja alleinstehende reiche Damen genug. Anstatt also aufzutreibende Bücher zu schreiben, suchte man lieber unmittelbar Stiftungen zu veranlassen; das hat unendlich viel mehr Werth. Weibliche Aerzte, weibliche Philologinnen (Lehrerinnen), meinetwegen auch einzelne weibliche Rechtsanwälte sind unzweifelhaft zeitgemäß und können dem Vaterlande nützen. Dass die Frauenfrage als soziale Frage von der des Frauenstudiums nicht sehr stark berührt wird, brauche ich nicht anscheinander zu sehen; sie hängt mit der Lösung der großen nationalen Fragen, beispielsweise der, ob Deutschland künftig Weltmacht sein soll oder nicht, so eng zusammen, daß ich ihre einseitige Betrachtung, nur als Frauenfrage, für wenig erstaunlich halte.

Jedenfalls müssen wir aber von unseren Frauen verlangen, daß sie erst an das Vaterland denken und dann erst an die Menschheit. Vaterland ist etwas Reales, denn und sieht deutliches Blut in den Adern und wir schreiten auf deutschem Boden. Menschheit ist ein Begriff, denn an die Gesamtheit aller Menschen, Chinesen und Neger eingehlossen, deutet man doch bei dem Worte nicht, sondern an den Inbegriff des Besten, was die Kulturmöglichkeit hervorgebracht haben, an die Kultur selbst, die ja aber doch nirgends rein, sondern überall modifiziert auftritt. Wie das Menschlich-Typische im einzelnen nirgends anders als individuell vorhanden ist, so das Allgemein-Menschheitliche nur national. Daran ändert seine noch so schöne, vernünftige, radikal Theorie etwas. Man wird auch finden, daß wo die Worte Menschlich, Menschheit, Menschlichkeit allzuoft im Mund geführt werden, in der Regel sehr egoistische, sei es nun individuelle, Klassen- oder nationale Bestrebungen zu Grunde liegen. Es kann, wie der Volksmund ganz richtig sagt, eben niemand aus seiner Haut. Nicht, daß ich die Möglichkeit des Altruismus, der Hingabe für andere, leugnen wollte, aber bei uns wird die Art der Hingabe immer auch deutsch sein, und die Volksgenossen, die „Nächsten“ haben den ersten Anspruch darauf, nicht die Menschheit. Wir haben lange genug über die Frauen gespottet, die Strümie für Negertinder striden, — machen wir nun, von großen Worten umnebelt, auf weiterem und geistigem Gebiet nicht dieselbe Thorheit! Nicht Menschheitsschädigung, nicht noch immer in Frauenhand? Noch ist mir kein bedeutender Mann bekannt geworden, der nicht zugegeben hätte, die stärksten und dauerndsten Eindrücke und auch die fruchtbarsten von der Mutter empfangen zu haben. Orden und Titel gibt es ja freilich für solche Thätigkeit nicht, aber sie trägt ihren Lohn in sich selbst. Die Helden des Frapanschen Buches redet selbst einmal von „Eocarden“, äußerem Erfolgszeichen, die die Frauen nicht wollten. Aber in Wirklichkeit geht das Streben vieler Frauenrechtlerinnen auf die Eocarde hinaus, die still, unscheinbare, Vaterland und Menschheit beglückende Arbeit wird angesehen. Über das Urtheil der Studentin über die deutsche Familie kann man stillschweigend hinweggehen; gewiß, es gibt Tantende von Familien ohne wahres Familienleben, aber auf diese kommt es auch nicht an, sie sind eben solche, in denen das Deutsche-Nationale, das das richtige Verhältniß zwischen Vater, Mutter und Kindern fordert, nicht zur Geltung gelangt. Überdies pflegt bei ungünstiger Gestaltung der Familien-Verhältnisse die Schuld der Ehegenossen gegenseitig zu sein; liegt sie aber wirklich auf Seiten des Mannes, so halten die Kinder gewöhnlich zur Mutter, und diese leistet, als Mütterin, immer noch eine große nationale Erziehungs-Thatsache. — Ferner aber beschränkt sich die nationale Arbeit der Frau keineswegs auf Erziehung der Kinder. Obwohl die deutsche Frau in der Regel keine Politikerin ist, besitzt sie doch meist einen gesunden politischen Sinn und erhält wenigstens in allen nationalen Aktionen einen starken Einfluß. Welche Rolle hat die Frau in den Befreiungskriegen gespielt und dann weiter in den Bemühungen um die Einigkeit Deutschlands bis 1870! Auch in der gegenwärtigen sozialen Bewegung ist die deutsche Frau, die, welche nicht öffentlich hervortritt, viel einflussreicher, als man gemeinhin glaubt. Von dem Wissen der Frau während eines Krieges darf ich ja nicht reden; denn es steht für eine wachsende Radikale ja fest, daß der Krieg etwas so Unverantwortliches ist, daß man die Männer, die ihn führen, eigentlich ohne Hülfe verbüten lassen müßte. Aber, Frau von Suttner mag es mir verzeihen, ich glaube, daß wir bei dem ewigen Frieden Zustände auf Erdem bekommen würden, so unerträglich auch für die Frauen, daß diese eines Tages selbst den Männern wieder das Schwert in die Hand drücken würden.

Allerlei Neues und Altes über Romeo und Julia.

Von Hans Peters.

er Kestler des Gastkamins glitt über die Blumenfülle auf dem Tische hin, daß die hellen Fledermdolden und Orchideen-Büschel aus dem Dämmergrau des Zimmers aufleuchteten, und streifte die mit einem schmalen Büschlein zwischen den schlanken Fingern herabgezogene Hand einer in den Schatten des Kesters zurückgelehnten Frauengestalt. In einem Zuge hatte Frau Josephine die kleine Schrift des eleganten Essayisten Arturo Pomello über „Romeo und Julia“ gelesen, die der Architekt Zaccadelli ihr heute Morgen mit einem Korb blühender Exklamen als Namenstags-Angebinde zu führen gelegt. „Hat was zu bedeuten?“ meinte er mit einem bereiteten Blick seiner strahlenden, schwarzen Augen. „Ei, der Korb muß wohl zurück,“ war die neidliche Antwort der Hofräthlin, die nur zu wohl verstand, daß die Alpenveilchen von der Bescheidenheit, das „Hohe Lied der Liebe“ aber von der unverbrüchlichen Ergebenheit ihres eifrigsten Bewerbers zeugen sollten. Sie war zu tug und zu reich, um an beides leicht zu glauben, obwohl Zaccadelli der Versicherungen nicht müde ward, seit er ihr das Landhäuschen am Comersee gebaut, den zu stiller Trauer bestimmten Witwenstiel, den sie nun wieder mit ihrer Villa auf der Gasteigöhle in München vertauscht hatte. Der Veroneser Architekt war ihr gefolgt zum Zweck „praktischer Studien“, die vielleicht den städtischen Elektricitäts-Anlagen, vielleicht seinem eigenen Herzensanliegen galten. Nun wollte er sie gar mit Hülfe seines Landmanns Pomello fraß Romeo's und Julia's alter ewiger Liebe daß er entzünden.

Lächelnd nahm Frau Josephine das zierliche Bändchen zur Hand, sobald die Gratulanten sich verabschiedet, aus deren lebhaften Glückwünschungen sie manchen verschwiegenen Wunsch, sie, sammt ihrem Geist, ihrer Grazie und, — nicht zuletzt, — ihren Renten heimzuführen, heraushörten konnte. Behaglich legte sie sich im Lehnsstuhl am Fenster zurecht und blätterte in dem hübsch ausgestatteten Buch. Bei Civelli in Verona 1898 erschienen nach einem vor drei Jahren im dortigen Kaufmännischen Verein gehaltenen Vortrag. Der Verfasser war kein Neuling in der italienischen Publicistik. Studien über die bessigen Hymnen Marzoris, über den Naturalisten Abramo Magalongo, die Musiker Jacopo Toroni und Carlo Pedrotti, den Maler Stefano da Verona, auch verschiedene Gedichtsammlungen und eine psychologisch-historische Arbeit über „das Weib“ verzeichnete das erste Blatt. Es interessierte sie, was der Mann über das berühmte Veroneser Liebespaar zu sagen hatte. „Geschichte oder Sage?“ fragte er. Die Lösung zu erfahren, las sie, gefesselt von der Anmut der leichtfleischenden, bildreichen Sprache, begierig weiter. Mit der Verbindlichkeit eines Fürsinnlehrers ersparte ihr der Autor trocken, fachwissenschaftliche Erörterungen, und mit geschickter Wendung umging er die anfangs flüchtig erwähnte einschlägige Literatur. Er „hatte“ der Versicherung des Historikers Dalla Corte, daß alle von demselben erzählten Geschichten, also auch die von der ungünstlichen Liebe Romeo und Julia's auf authentischen Urkunden und Chroniken beruhten, Glauben geschenkt und den wahrheitsgetreuen Bericht darüber in irgend einem verschollenen Archiv vermutet. Er „hatte geglaubt“, — also war er zu besserer Überzeugung auf Grund eingehender Erwägungen gelangt. Sie freute sich, deren Ergebnis in so anprechender Form vermittelt zu erhalten. Pomello war ein seiner Stille. Mit schönen, wohlgesetzten Worten umschrieb er die jedem Gebildeten von Jugend auf ins Herz geprägte Liebesgeschichte und erweiterte sie durch Einschaltung umständlich ausgemalter Schilderungen und Stimmungsbilder zu einer rührsamen historischen Novelle. Der unvergleichliche Reiz des Stoffes, der bestreitende Klang der Sprache, das Echo Shakespeare'scher Poetie, das aus diesen neuen italienischen Variationen widerhallt, versagten die Wirkung nicht. Aber in all dem seine Silbe zur Sache. Frau Josephine schüttelte den Kopf bei dem im leichten Blauderton gehaltenen Schlusssatz der Nachzählung Pomello's, der Fra Lorenza angefischt der ihm aus seiner Freude am Friedenstift erwachsenen Mühlheiten den freilich erst ein paar Jahrhunderte später entstellten Rath Tayllerand's: „Alles, nur keinen Liebeteifer“ zu bedenken giebt.

Da war sie nun so gescheit als wie zuvor. Sie blätterte zurück, ob sie Daten, Vornamen, literarische Vergleiche übersehen hätte. Nein, davon war auf den sechzig, mit gesäßiger, einschmeichelnder Glätte geschriebenen Seiten keine Rede. Nur ein Gang ein paar von leinerlei Beweisen gestützte vage Notizen über die Ueberzähler der Geschichte Da Porto und den „Bruder oder Bischof“ Bandello, und über heftige Disputationen zwischen Filippo Sciolari, Professor Todeschini, Alessandro Torti und

Abbate Venturi, für sie lauter leere Namen, mit denen sie nichts anzufangen wußte. Doch, da folgte zu guter Letzt als eine Art Nachtrag Einiges, das wie Fortbildung ausnahm und sich auf die von Romeo vergebene unworbene Dame bezog, der zu Liebe er den Ball der Capulet, wo er Julia finden sollte, besuchte. Unter all den adeligen Frauen Veronas, die um 1300 in dem von Amor beglückigten Alter von fünfzehn bis fünfunddreißig Jahren standen, — „wie galant!“ dachte die Hofräthlin, die, im sechzehndreißigsten, bereit sich solcher captatio benivolentia nicht ganz versichtlichen konnte, — unter allen begehrnswerten Frauen zwischen fünfzehn und fünfunddreißig, — sie wiederholte sich die angenehme Bemerkung, — also waren nur drei, die in Betracht kommen mochten. Davon waren zwei vermaßt, was dem sittenstrengen Autor als ein Liebesverbot für den feurigen Romeo erscheint, sodß nur die Dritte, eine Jungfrau von siebzehn Jahren, dessen undankbare Angebetete sein könnte. Leider enthält er der zweiten Wissbegierde Namen und Geschlecht der Schönern vor, und zwar aus dem Grunde, weil ihre stolze Sprödigkeit, die — sehr mittelbar allerdings — Ursache des ganzen tiestraurigen Abenteuers der ungünstlichen Liebenden geworden, noch jetzt nach einem halben Jahrtausend ein schiefes Licht auf das hochangeschene Veroneser Haus werfen konnte, das sich, unbekannt mit ihren Antecedentien, ihrer als Abnrau röhmt. Frau Josephine behielt Humor, und das Komische solcher völlig in der Luft hängender Logik ging bei ihr nicht verloren, ja es verhalf ihr wieder zu der guten Laune, welche die Enttäuschung über den vermissen Schlüssel zur angeregten Frage etwas geschädigt hatte.

Romeo und Julia, — Sage oder Geschichte? murmelte sie und verfiel in träumerisches Sinnen, das der Duft jener dem Grabe früher Liebe entsprossenen Blume, wie Pomello so hübsch sagte, zu durchdringen schien. Oder waren es die Namenstagsträume, die so würzig dufteten? Als ob einer der Spender ihr Gefühl in Schwingung hätte versetzen können! Auch Zaccadelli nicht, trotz all seines beilichen Bemühens. Einmal im Leben hatte sie nicht den Mut ihrer Neigung gehabt und darum der Liebe Lust und auch ihr Leid nie gefügt. Wehmüthig stilles Sehnen und Entzagen war ihr Los gewesen, nicht tragisch, aber so trüb trotz all des äußeren Glanzes.

Da schrillte mitten in ihre Dämmergedanken die Glocke herein, die Glühblumen am Küste flammen auf, und mit der Melbung: „Dr. Rädler“ entschuldigte das eintretende Stubenmädchen, daß sie nicht im Salon vermutet hatte, die Störung. Er kam gelegen. Wahr war er Orientalist, aber möglich, daß er sie doch ausklären konnte, ob Romeo und Julia der Sage oder Geschichte entstammten. Er beschäftigte sich ja mit verschiedenen Wissenszweigen und schrieb vielerlei gelehrte Abhandlungen, so viele, daß er sein, wie es übrigens schien, ziemlich bescheidenes Auskommen davon bestritt. Sie kannte ihn nicht viel leiden, es lag eine ruhige Gediegenheit in seiner Art, doch nicht frei von einem gewissen spießbürtig ungeliebten Zug. Er kam selten, wohl weil er sich ungern in Gesellschaft bewegte. Von Romeo und Julia mochte er Manches wissen, wenn er auch nichts von Liebe verstand. Wenigstens wollte die Hofräthlin den sonst so wortlängen Gesellen einmal zum Reden bringen.

„Sie kommen, um mich noch vor Abend mit Ihren guten Wünschen zu erfreuen,“ begrüßte sie den Doctor. Ihm aber war ihr Namenstag, den alle Bekannten feierlich begangen, nicht eingefallen, obwohl St. Josephi rothangestrichen als Feiertag im Kalender stand. Seine Aufmerksamkeit, die von der Beiliebigkeit der anderen so abstach, verdroß sie beinahe ein wenig. Nach lenkte sie ein mit dem Hinweis auf das Buch in ihrer Hand, das sie dem am mittlerweile gedeckten Theeisch neben ihr Platz nehmenden Doctor reichte.

„Sage oder Geschichte?“ scherzte sie, während er nicht ohne ein leichtes ironisches Zischen der Mundwinkel das niedliche, splendid gebraute Bändchen überstieg. „Allerliebste Ausgabe, meine Gnädige, freilich mehr für das Boudoir als die Studierrüste, wo die strengwissenschaftliche Kritik mit derlei müßigen Schönrednereien längst ausgeräumt hat. Die Acten über Ihre Frage sind zu Gunsten der dichterischen Gestaltungsräthe des Vicentiners Luigi da Porto, der 1524 zuerst die Novelle von dem bedauерlichen Tode des edlen Liebespaars Giulietta und Romeo erzählt, endgültig geschlossen, seit Giuseppe Todeschini 1857 mit seinen zwei kritischem, im Anhang der Lettera storico des Luigi da Porto erschienenen Briefen den von Filippo Sciolari verfürchteten Wahrheitsbeweis für die Geschichtlichkeit der Vorgänge vollständig ad absurdum geführt. Aber,“ unterbrach er etwas verlegen seinen Eiser, „Verzeihung, ich werde lehrhaft u. . . .“ „Sagen darum Ihrer hoffentlich nicht ungelehrten Schülerin, wie es sich mit den historischen Urkunden, auf die Dalla Corte sich beruft, verhält? Er hat sogar noch die Ueberreste des Sarcophags, der die Getreuen im Tode umschloß, gelesen“. Erfreut durch Ihr Interesse, fuhr der Doctor fort: „Girolamo dalla Corte hat für den in seiner 1594 gedruckten Historia di Verona enthaltenen, angeblich wahrhaften Bericht keine andere Quelle als die 1554 erschienene Novelle des Matteo Bandello, die Schrift für Schrift der Erzählung des Luigi da Porto folgt und nur durch elliche Erweiterungen von ihr abweicht. So ist die von Shakespeare so glücklich verwertete Amme Erfindung Bandello's, desgleichen vertieft er den Grund, warum Romeo das Schreiben Julia's nicht rechtzeitig erhalten, indem er den Toten durch die Pest-Luarantane zurückhalten und nicht einfach wie Luigi da Porto den Adressaten verfehlen läßt. Alle diese Aenderungen nimmt Dalla Corte anstandslos herüber und stimmt mit da Porto nur überein, wo dieser mit seinem Nachtreter Bandello zusammen trifft, z. B. in der für beide charakteristischen, von Shakespeare poetisch außerdordentlich vereitelten ersten Begegnung der Liebenden. In den italienischen Texten wird Romeo, der im Gewande einer Nymphe den Ball besucht und sich vom Tanz fern gehalten hat, beim Faschreigen, dem Schlittanz des Festes, einer Art Damennwahl-Tour, von einer Tänzerin geholt, sodß er zufällig neben Julia zu stehen kommt, die Mercutio, dessen Hände Sommers und Winters sich frostig wie Eis anfühlen, zum Partner hat. Als Romeo im Wechsel der Tour ihre Hand faßt, ist sie es, die ihm, nur um ihn reden zu hören, den Wüstform bieten: „Gott sei Dank, daß Ihr mir mindestens die Linie warm hältst, während mein Nachbar mir die Rechte erstarrt.“ „Wär' ich Euch die Hand, so entzammen Eure schönen Augen mein Herz,“ ist Romeo's Erwiderung. Und auf diesem Boden erblickte Shakespeare's herrliches Kuß-Sonett.“

Aufmerksam warf Josephine ein: „Also wurzelte seine Tragödie in der Novelle Bandello's?“ — „Ohne Zweifel ist sie

ihm durch die in langathmigen, aber stimmungsvollen Alexandrinen 1562 erschienene epische Nachdichtung Arthur Brooke's vermittelt worden, der zuerst der südlischen Gliuth ein Element germanischer Gefühls-Innerlichkeit heimischte. Auch der 1567 veröffentlichte, auf französischer Übersetzung aufgebauten "Palace of Pleasure" von Bawnter, der ihm sicher bekannt war, enthielt die tragische Geschichte von Romeo und Julia, die damals nicht nur in Italien, sondern in England so sehr Ge meingut aller Gebildeten war, daß man sie häufig auf Tapeten dargestellt fand, und die kunstvollsten Damen des Hoses der Elisabeth sie auf Wandtäfelchen und Teppiche mit derselben Vorliebe stifteten, welche die deutsche Jungfrau heute dem auf Handtäfelchen und Stiefelzähnen paradieschen Trompeter von Säffingen' zuwendet." Die Hofräthrin drohte ihm mit dem Finger und mahnte lächelnd: „zur Sache, zur Sache.“ Doctor Rädler nahm einen Schlund Thee und ließ sich nicht lange bitten. „Ob Shakespeare das von Brooke in der Vorrede erwähnte englische Drama gefaßt, ist fraglich und höchst unwahrscheinlich, daß ihm je etwas von dem italienischen des Luigi Grotto, des sogenannten Blinden von der Adria', zu Gehör gekommen, das in volliger Anlehnung an die Novellisten nur die Namen umwandelte, und nach der Heldin Adriana betitelt, 1578, also vierzehn Jahre vor dem seinigen, entstand. Unter allen Umständen aber dürfen wir annehmen, daß bei der da-

schichte von Mariotto und Gianozza bereits die heimliche Vermählung mit Hilfe eines Mönches, hier eines Augustiners, den Rauchhandel auf der Straße, in dem der Neuvermählte den Gegner erschlägt, seine Flucht, ihren Scheintod als Rettung vor einer aufgezwungenen Ehe, seine Rückkehr und sein gewaltsames Ende, und zwar durch Hinrichtung zur Strafe für den verübten Totschlag, und endlich ihr verzweifeltes Ende an seiner Leiche enthalten. In sämmtlichen drei italienischen Novellen haucht Julia gebrochenen Herzens ohne gewaltsame äußere Mittel im Übermaß ihres Leidens ihre Seele aus.



Gräfin Anastasia Kielmansegg.



Henriette von Maniewicz.

Rädler hielt einen Moment inne, wie fascinirt von dem Bild seiner Hörerin, der strahlenden Ausdruck an seinen Lippen hing. „Ah, ich vergesse Zeit und Ort in der Freude über den Gegenstand, der mir aus gelegentlichen Studien wertig vertraut ist. Viel viel, meine thure Gnädige, hätte ich Ihnen noch zu sagen von der Liebe, der echten und wahren, die kämpfen muß mit moralischen Hindernissen und ihrem Willenspiel in der Außenwelt. Da ersten Pyramus und Thisbe aus dem alten Orient am Grabe des Rinus, Sir und Leander aus Hellas schöner Welt am Helleboden, Tristan und Isolda aus mittelalterlicher Minnegest zu schwankem Schiffstrand, und sie alle im Munde der Dichter und Dichter lehrten uns, daß lautere Liebe, wenn auch es schmeint besiegt, nimmer stirbt, sondern märtyrerisch von ihrem irdischen Untergang den Beginn ewiger Ewigkeit in untrennbarer Vereinigung anhebt. Solch eine Sage denn geschichtlich ist an Romeo und Julia nichts als Veroneser Geschlechtsnamen der Cappelletti, die einen Sohn und der Montecchi, zu Udine, wohin ein Zweig anfang des vierzehnten Jahrhunderts auswanderte, Monticelli zu heißen, die einen Nar mit gespreizten Flügeln im Wappen trugen, solch eine Sage also ist wie eine Leier, die in geübter Hand nur geringen Ton giebt, unter der des Dichters von Gottes Gnaden aber zur herzerhebenden Melodie Klingt, die forthält von Jahrhundert zu Jahrhundert. Sie dem, der sein Empfinden ausströmen kann und — das!



Fürstin Montenuovo.



Vicomtesse de Fontenay.

Die Veranstalterinnen des Frühlingsfestes
Das secessionistische Dorf im Wiener Prater.

Während Da Porto als der eigentliche Schöpfer der Novelle von Romeo und Julia zu betrachten ist, haben wir in Bandello den gewanderten Schriftsteller anzuerkennen, der in zweihundertvierzehn Novellen die Abenteuer seines Wanderlebens, das ihn, den Dominikaner-Mönch, eine Weile sogar auf den ihm von Heinrich II. verliehenen Bischofssitz von Angers führte, literarisch verewigte. Der Herald seines Nachrufs ist die Liebesgeschichte von Romeo und Julia, die . . .“

Dr. Rädler neigte das Haupt, das energisch geschnitten und etwas zu gewaltig für die überschlanke Gestalt in der Geisterung förmlich schön erschien. Mechanisch griff er zu der Uhr. „Es war neun Uhr vorbei, und er erhob sich rückwärts. „Gürnen Sie mir nicht“, bat er, in unwillkürlicher Aufwallung beide Hände ausstreckend, „daß ich viel zu viel gesagt. In Anteil, Ihr Verständniß hat mich so ermüht, — so glücklich gemacht.“ Ueberrascht, von einer jähren Ahnung durchblitzen, reichte ihm Josepha die Rechte, die er innig an sein Brust preßte. Dann wandte er sich ohne ein Wort wieder zum Gehen. „Wann ist mein nächstes Privatissimum?“ rief sie ihm nach. „Morgen,“ antwortete er von der Thüre, die er rasch schloß.

Nachdenklich setzte sich Frau Josepha in den Erker, das italienische Büchlein in der Hand, das der bisher unbekannte Doctor ihr so gewandt „ausgedeutet“ hatte. Sie begriff es wohl, begriff ihn gern. Armer Zaccadelli! Er hatte sie „Romeo und Julia“ umsonst geschenkt. — Oder war's doch zu einem guten Zweck, der nur ihm nicht galt? Poverino Leise lächelte sie vor sich hin, — der Zukunft entgegen.

Redactions-Post.

Helene W. in Nürnberg. — Die Seiden-Fabrikation läßt sich das allerfernste Alterthum zurückverfolgen. In der Einleitung zu Muhammad Cassien's „Geschichte Hindostans“ oder vielmehr den mehreren Dausien findet sich die Angabe, daß ein indischer Herr im Jahre 2870 v. Chr. dem König von Persien verschiedene Seiden als Geschenk überlieferte. Den Chineen war die Kunst der Seidenfabrikation seit mehr als 2600 Jahren vor Beginn der christlichen Zeitrechnung bekannt, zu einer Zeit, wo wir die chinesische Kultur noch den Anderen überlassen. Die Phönizier handelten schon in allererster Vergangenheit mit Seide; sie holten sie aus Indien und verkaufen sie an den Hafenplätzen des Mittelmeeres. Das auch die Ägypter Seide herzustellen verstanden, ist zum mindesten wahrscheinlich. Auf der Zeitlos wurde ferner zu Aristoteles' Zeiten Seide gewoben. Das „dazzling Gewand“, von dem die Bibel (Josua VII, 21) erzählt und um so willen Achaz sein Leben verlor, war wahrscheinlich ein seidendes Kleid; wurde an Wert höher als Gold und Silber geschätzt.

Wikbegierde in Amsterdam. — Allerdings ist im Meerwasser Silber enthalten; wie auf dem festen Lande, so treten auch am Meeressponde Silberadern zu Tage, und diese sind von dem Salzmutter aufgelöst worden. Es lohnt aber nicht, das Silber aus dem Wasser auszuschleppen, denn die Kosten hierfür würden mehr Geld verschlingen als das gewonnene Silber wert.